

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 111

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Dietrich Wachler Lesebuch

Zusammengestellt
und mit einem Nachwort
von
Karl-Ulrich Burgdorf



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 111

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung
und der Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden
Band 111

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2022 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1808-1
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

Romanauszüge	
Die dreizehnte Tafel (1984)	7
Väinämöins Wiederkehr (1986)	15
Der goldene Käfig (1995)	57
Erzählungen	
Das Paar	69
Ein König ohne Gefolge	72
An der Förde	76
Baracken-Winter-Finsternis	78
Gedichte	119
Theoretisches	135
Nachwort	148
Textnachweise	155

Romanauszüge

Die dreizehnte Tafel (1984)

Gleich zu Beginn erfahren wir in einem Prolog, daß die Menschheit ausgerottet worden ist und an ihrer Stelle intelligente Insekten unter Führung der »Großen Zikade« die Herrschaft über die Erde angetreten haben. Der Hauptteil des Romans blendet dann zurück in die letzten Jahre der Menschheit. Zunächst werden völlig realistisch die Abenteuer einer Clique junger Menschen beschrieben, in deren Mittelpunkt der Italiener Tullio und der Engländer Henry stehen. Bald mischen sich dann jedoch seltsam surreale Elemente in die Handlung; das als Textbeispiel ausgewählte 11. Kapitel ist dafür das erste Beispiel. Ob es sich dabei um einen Albtraum oder um eine Vision handelt, die bereits das nahende Ende der Menschheit ankündigt, läßt der Autor indes offen.

Im weiteren Verlauf wechselt der Ort des Geschehens dann von Deutschland nach Frankreich, wo Henry die – fiktive! – dreizehnte Tafel des Gilgamesch-Epos entdeckt haben will. Dort steigt der vorübergehend in ein Insekt verwandelte Tullio hinab ins unterirdische Reich der »Großen Zikade«. Wieder zum Menschen geworden, vergeht er wie alle anderen in der über die Menschheit hereinbrechenden Insekten-Apokalypse.

ELF

In dem Gewirr der Straßen Westberlins sich zurechtzufinden, war nicht leicht. Tullio kam sich hier wie ein Gefangener vor, während er doch auf dem Terrain der DDR und hinter den Grenzkontrollen und Schlagbäumen, die er passiert hatte, eine seltsame Art von Freiheit spürte. Die Uniformierten an der Grenze, mit denen er sprach und

denen er seine Papiere, ja sogar die Einladung ins Westberliner Bundeshaus vorlegte, hielten ihn offensichtlich für einen ungefährlichen Narren oder politisch ahnungslosen Schwärmer, denn sie machten ihm keinerlei Schwierigkeiten, sondern erboten sich, ihm den Weg zu zeigen, ja, sie wollten ihn sogar per Dienstwagen bis an seinen Bestimmungsort bringen, damit er auf keinen Fall den Anfang der Tagung versäumte. Tullio lehnte das jedoch dankend ab, denn dann hätte er seine Amazone an der Grenze stehen lassen müssen, und er wollte sich nicht gerne vor ihr trennen. Einer der Volkspolizisten half ihm beim Anschieben seines Mopeds, dessen Motor nicht gleich ansprang, während die anderen einen Einsatzbefehl zur Verfolgung eines flüchtigen Ehepaares entgegennahm. Tullio hörte in der Ferne die Schüsse, während er langsam in ein immer größeres Dunkel fuhr. Er dachte wieder daran, jetzt, während er vor einem riesigen Bau hielt, der in großer, kaum deutlich auszumachender Höhe hell erleuchtet, im übrigen aber stockfinster war. Hier also sollte eine Begrüßung stattfinden, organisatorische Vorbesprechungen, Vorträge, Diskussionen, Reden und Aufrufe waren zu erwarten. Er stellte sein Fahrzeug am Straßenrand ab und ging an der langen und hohen Gebäudewand entlang, die an vielen Stellen durchbrochen oder nicht zugebaut und völlig abgedichtet war. Als Tullio näher hinsah, stellte er fest, daß die ganze Wand eigentlich nur aus Stahlgerüsten bestand. Das Haus schien also noch im Bau befindlich zu sein. Tullio suchte nun bestimmt nach einem Eingang, fand ihn aber nicht, dafür mehrere treppenähnliche Aufgänge, die vielleicht fünfzig Meter in die Höhe führten. Dort oben konnte er nichts Bestimmtes außer einer Art Plattform erblicken, wie sie sich eben an ähnlichen Gerüsten zwischen Stahlträgern befindet, aber er hoffte ganz bestimmt, dort einen Standpunkt und damit die Möglichkeit zu weiterer Orientierung zu gewinnen. Nach einigem Zögern machte Tullio sich schließlich an den Aufstieg. Da

fiel ihm ein, daß er die Amazone am Straßenrand abgestellt hatte. Er kehrte um und machte einen Versuch, das anderthalb Zentner schwere Fahrzeug nach oben zu schieben. Es gelang nicht. Er hatte zwar neben der Treppe eine Art stählerne Fahrrinne entdeckt, die offensichtlich für Zweiradfahrzeuge bestimmt war, doch war sie zu weit von der Treppe entfernt, als daß ein Mann die Treppe hätte hinaufgehen und sein Fahrzeug nebenher hätte schieben können. Die Treppe war steil und hatte kein Geländer. Tullio mußte sich beim Steigen immer an einer der höheren Stufen festklammern. Trotzdem gelang es ihm, unter unsäglichen Mühen langsam höherzukommen und dabei die Maschine mit sich zu schleppen. Auf ungefähr halber Höhe merkte er, daß die Treppe im Boden keine Verankerung hatte. Sie begann, hin und her zu schwingen. Offensichtlich vergrößerte das Gewicht der Amazone, die er schon langsam zu verfluchen begann, die Schwingungen beträchtlich, jedoch wurde die Treppe immer ruhiger, je näher er der Plattform kam. Als er schließlich schwitzend oben angelangt war, stellte er die Maschine auf den Ständer und sah sich um. Die Plattform war viel schmaler, als er gedacht hatte, solange er sie von unten sah, und man konnte von ihr aus ganz und gar keine Übersicht gewinnen, was er doch dringend erhofft hatte. Hier schien der eigentliche Aufgang in einem noch viel unübersichtlicheren Gewirr von Treppen, Trägern, Eisenstangen, Gängen und Plattformen überhaupt erst zu beginnen. Tullio konnte an manchen Stellen über sich zwischen den Wänden der Stahlgerüste auf kleinen viereckigen Plattformen Glaskästen erblicken, in denen lebende und sich bewegende Wesen saßen – waren es Menschen? Doch sah er keine Möglichkeit, zu diesen Geschöpfen zu gelangen, deren ganze Aufmerksamkeit durch die Bedienung großer Schalttafeln in Anspruch genommen wurde, wie es schien. Er winkte und gab ihnen Zeichen, ohne die geringste Reaktion von ihrer Seite. Da wandte er sich zurück, um das

aussichtslose Unterfangen eines weiteren Aufstiegs und der weiteren Suche aufzugeben, und wollte die Treppe hinunterklettern, um wieder festen Boden unter den Füßen zu gewinnen.

Während er sich umsah, merkte er, daß er nicht allein war. Rechts neben ihm stand, gegen eine Eisenverstrebung gelehnt, eine Frau. Er konnte nicht genau sehen, was, nur, daß sie wahrscheinlich sehr wenig anhatte. Links von ihm hockte ein Kind und in etwas größerer Entfernung ein Mann, der einen weißen Mantel und eine Tasche trug und mit einigen Geräten sinnlos – wie es Tullio schien – und fieberhaft herumhantierte. Er bemerkte, daß die Frau, obgleich sie hinter ihrer Verstrebung blieb, den Mann mit Worten und Gebärden zu erreichen suchte, aber dieser reagierte nicht im geringsten darauf und fuhr unbeirrt in seiner Tätigkeit fort. Tullios Entschluß war gefaßt. Er wollte so schnell wie möglich weg von hier, diesmal die stählerne Fahrinne benutzen, sich aufs Moped schwingen und hinunterfahren. Er würde schon irgendwie unten an- und aufkommen. Doch das kleine Kind kam ihm zuvor. Es setzte sich auf die Fahrinne, um darauf hinunterzurutschen, wie es Kinder eben tun. Aber schon, nachdem es jubelnd einige Meter gerutscht war, brach die Rinne unter ihm entzwei, das Kind stürzte in die Tiefe, man hörte sein Schreien einige Sekunden lang, bis es in einer Art Blubbern erstarb, als sei das Kind in eine Senkgrube gefallen und ginge dort langsam unter. Bei genauerem Hinsehen entdeckte Tullio, daß die Rinne nicht aus Stahl, sondern aus feuchtem, matt glänzendem, völlig morschem Holz war, an dessen Bruchstellen man die einzelnen Fasern deutlich erkennen konnte. Er starrte immer auf die Stelle, wo es gebrochen war und wo zwischen den faserigen Enden eine unermeßliche Tiefe gähnte. Tullio schien es, als habe das Kind durch seinen Sturz eine leuchtende Spur in die Dunkelheit gezeichnet. Schwindel- und Angstgefühl packten ihn, er wagte nicht, sich umzusehen.

Er hörte nur, wie die Frau hinter ihm den Mann im weißen Kittel, der keine Reaktion zeigte, mit einer Fülle von Vorwürfen überschüttete.

»Der Feigling!« schrie sie plötzlich, zu Tullio gewandt. »Er hätte das Kind retten müssen. Er ist Arzt, er muß ihm helfen, wenn es verwundet ist.«

Tullio fühlte sich angesprochen. »Das Kind ist tot«, sagte er zu ihr. »Es ist in eine Abwässergrube gefallen. Niemand kann ihm helfen, ohne sich selbst in die Grube und damit in den Tod zu stürzen. Es ist vollkommen sinnlos. Wollen Sie, daß noch ein zweiter stirbt?«

Während Tullio die Frau von der Sinnlosigkeit dessen, was sie verlangte, zu überzeugen suchte, gingen unter ihnen seltsame Bewegungen vor sich. Es war, als ob die Trägerfundamente des ganzen Gerüsts gelockert würden. Alle Treppen und Aufgänge lösten sich aus ihren Scharnieren und fielen in weitem Bogen zurück. Sie fühlten nur noch unmittelbar den Boden der Plattform unter ihren Füßen, das Gerüst stand einen Augenblick senkrecht, schien aber in Wirklichkeit zu schweben. Sie sahen abwärts an einer stählernen Wand, die schräg gegenüber zu ihnen emporragte, in die Tiefe. Die Frau jammerte und schrie, sie umklammerte Tullio von hinten, er spürte ihren nackten Körper an seinem Rücken. Sie nahm ihm jegliche Bewegungsfreiheit. Er sah sich um und sah den Mann im weißen Kittel einen Flugapparat besteigen, der einem kleinen offenen Hubschrauber glich. In einer jähen Wendung, die der Flüchtling hierbei vollführte, erkannte Tullio die angstvoll verzerrten Gesichtszüge Jean-Pierres.

»Das Schwein!« schrie die Frau. »Er hat die ganze Zeit an seinem Apparat gebastelt, um sich zu retten. Das Kind und ich konnten ruhig zugrundegehen.«

Jetzt erst – durch die Frau – wurde Tullio klar, was die Bewegungen des Mannes bedeuteten und wozu er seine Geräte gebraucht hatte. Seine Maschine hob sich tatsäch-

lich ein wenig in die Höhe, kam aber nicht an der stähler-
nen Wand vorbei und auch nicht darüber hinweg, son-
dern stürzte nach einem harten Aufprall unter großem
Getöse, dem Kinde nach, in die Tiefe.

»Du bist der einzige, der Mut hat!« rief die Frau hinter
Tullios Rücken und klammerte sich immer fester an ihn.
Er hätte sie gerne abgeschüttelt, aber es war unmöglich.
Er hatte nicht den geringsten Mut, im Gegenteil, sein
Herz schlug laut und voll Angst. Er hätte sich gerne um
seine blauweiße Amazone gekümmert, aber die mußte er
wohl endgültig aufgeben. Er konnte keinen Schritt von
selbst mehr tun. Die Frau drängte ihn nach vorne. Ihre
Brüste lagen auf seinen Schultern, ihre Arme schlossen
sich um seinen Leib. »Spring, spring, du bist der einzige,
der Mut hat!« Tullio sollte über den Abgrund an die stäh-
lernde Wand springen, dorthin drängte ihn die Frau und
wies mit der Hand an ihm vorbei auf einen winzigen
rechteckigen Vorsprung, an dem er sich festklammern
könnte, wenn sie drüben landeten. Unmöglich, dachte
Tullio, solange sich die Frau an mir festklammert. Aber er
sprang. Er hielt sich an dem Stahlklotz fest, solange es
ging. Doch dann verloren seine Hände ihren Halt, die
Wand stürzte vor ihren Augen zusammen, sie stürzten mit
ihr, stürzten in endlose Tiefen. Ihre Gefühle und Gedan-
ken waren tot, sie fielen in eine Art bleiernen Schlaf, bis
sie, ohne Schaden zu nehmen, in einem großen Bottich
mit kaltem und klarem Wasser landeten. Der Bottich
stand in einem offenen und hohen Raum, der, fensterlos,
Licht und Luft nur aus großer Höhe bekam. Um ihn
herum standen einige Uniformierte, die auf Tullios An-
kunft schon gewartet zu haben schienen. Sie befreiten ihn
schnell von der Frau, der sie Kleider besorgten, und führ-
ten sie ab. Einer – Tullio erkannte seinen Freund von der
Grenzpolizei wieder – erkundigte sich kurz nach Tullios
Befinden und fragte, ob er eine gute Anreise gehabt habe.
Tullio bejahte prustend, schüttelte das Wasser aus Ohren,

Haaren und Nase und hatte natürlich keine Lust, sich auf längere Erklärungen einzulassen. Die Polizisten erklärten ihm, die Tagung habe gerade begonnen, aber wenn er sich beeile, könne er noch rechtzeitig zur Begrüßungsansprache und zum Empfangsessen kommen. Tullio erklärte sich einverstanden, bat, sich abtrocknend, um einen Anzug, den er auch sofort erhielt, und befand sich einige Minuten später im Tagungsraum des Bundeshauses.

Tullio dachte einen Augenblick an alles, was geschehen war, er dachte an das Kind, wie es jubelte, stürzte und dann schrie, an Jean-Pierres Angst vor seinem vergeblichen Fluchtversuch und an die Frau, die sie wer weiß wohin geführt hatten. Irgend etwas mußten sie gewußt haben, was er bis jetzt noch nicht wußte. Tullio sah auf und erblickte an einem langen Konferenztisch eine Versammlung von schweigenden, unbegreiflichen Wesen, deren Köpfe über Dokumente und Konferenzpapiere gebeugt waren und sich bei Tullios Näherkommen um keinen Zentimeter bewegten. Tullio erstarrte vorübergehend. Diese Geschöpfe waren menschenähnlich, saßen und verhielten sich in der Art von Menschen, hatten auch Menschengröße, aber Menschen waren sie nicht. Ihre Körper waren Körper von Insekten, ihre Köpfe mit unten spitz zulaufenden Kiefern hatten riesige Facettenaugen und trugen oben an der Stirn antennenartige Fühler, mit denen sie sich betasteten oder die sie zu einer Art Zeichen- und Gebärdensprache benutzten. Dabei wandten sie sich – jedenfalls einzelne von ihnen – gelegentlich von ihren auf dem Konferenztisch liegenden Dokumenten ab und einander zu, indem ihre Augen seltsam zu leuchten begannen und sie mit ruckartigen Bewegungen ihrer Körper und Gliedmaßen halb heisere, schnarchende, halb gellende, fast zwitschernde Laute zwischen ihren schnappenden Kiefern hervorstießen.

Tullio wollte diesen Raum schnell wieder verlassen, denn was er hier sah, ängstigte ihn mehr als alles, was er

bisher gesehen und erlebt hatte, da erhob sich plötzlich eine dieser Riesenameisen und trat mit großen Schritten auf ihn zu. Tullio entnahm den Gebärden und Zeichen, die ihm das Insekt machte, er solle sich setzen und an der Konferenz teilnehmen. Als er zögerte, trat das Geschöpf ganz dicht an ihn heran, schnappte mit seinen Kiefern nach ihm und zog das Kuvert aus Tullios Jackentasche, das er schon ganz vergessen hatte. Mit spitzen und scharfrandigen Klauen wies es auf die Worte, die auf der Rückseite des Briefumschlags standen:

Deine Regierung.

Tullio blickte dem Ungeheuer in die glitzernden Augen. Kein Zweifel, Henrys Gesichtszüge waren es, die er erkannte, Henrys Augen, Henrys zynisch lächelnder Mund. Tullio war das Opfer eines Anschlags auf sein bisheriges Leben, auf seine Existenz, und Henry, der ihn hierhergelockt hatte, war der Täter.

Tullio wollte laut protestieren, schreien, Henry zweifelt anklagen, aber im gleichen Augenblick, in dem er seinen Mund öffnete und seine Arme abwehrend erhob, erlahmte sein Widerstand. Er sah nämlich, wie die ganze Gesellschaft die Köpfe erhob und nach irgend etwas in der Luft mit den Kiefern zu schnappen begann, aber er sah nicht, wonach sie schnappten. Tullios Furcht und Unbehagen wuchsen, denn offensichtlich hielten die Insekten jetzt mit starr geradeaus gerichteten Köpfen und mechanisch auf- und zuklappenden Kiefern eine imaginäre Mahlzeit. Obgleich nichts Eßbares zu sehen oder zu riechen war, war der Raum mit Kau- und Schmatzgeräuschen erfüllt. Tullios einzige Gewißheit war, daß es hier keinen Ausweg gab. Er hatte plötzlich wieder Boden unter den Füßen, als er spürte, daß seine Knochen und sein Fleisch zu Staubkörnern zermahlen wurden.

Väinämöinen's Wiederkehr.
Ein phantastischer Sibelius-Roman (1986)

Mit seinem zweiten Roman wandte sich Dietrich Wachler einem völlig anderen Thema zu, nämlich der Lebensgeschichte des großen finnischen Komponisten Johan Julius Christian (»Jean«) Sibelius. Unterbrochen wird die Beschreibung seiner Lebensgeschichte immer wieder durch die Nacherzählung von Episoden aus dem finnischen Nationalepos Kalevala.

Eine Textauswahl aus diesem umfangreichen Roman zu treffen, war sehr einfach, da Dietrich Wachler selbst aus dem ersten Kapitel, »Wassertropfen«, bereits zwei lange und besonders gelungene Episoden herauspräpariert und sie in geringfügig überarbeiteter Form als Erzählungen in dem Kurzgeschichtenband »Molekularisches« noch einmal neu veröffentlicht hat. Eben diese beiden Episoden werden hier wiedergegeben, wobei die Textgestalt der des Romans entspricht; übernommen wurden der Übersichtlichkeit halber nur die Titel und die Kapiteileinteilung der Erzählungen.

Das erste Beispiel, »Die Tötung des großen Hechts«, schildert ein Jugenderlebnis des hier unter seinem Kosenamen »Janne« auftretenden Johan Sibelius, bei dem er durch seinen Freund Tage und den Musiker Juhana erstmals mit dem Sagenreichtum und der volkstümlichen Musik seiner finnischen Heimat in Kontakt kommt.

Das zweite Beispiel, »Der Bootssegel«, ist die Nacherzählung einer Episode aus dem Kalevala. Diese Episode diente dem inzwischen zum Komponisten gewordenen Jean Sibelius als Vorlage zu einer – allerdings unvollendet gebliebenen – Oper, die den Titel »Die Erschaffung des Bootes« tragen sollte. Dietrich Wachler hat als Titel hingegen eine von Sibelius verworfene Variante, eben »Der Bootssegel«, gewählt.

Die Tötung des großen Hechts

1.

Janne bekam in der Umgebung von Sibbe vieles zu sehen, was ihm in seiner Heimat bisher nicht begegnet war. Besonders faszinierten ihn Pflanzen und Tiere, vor allem kleine Tiere, Frösche, Salamander, Vögel, Spinnen und Insekten, die er stundenlang beobachten konnte. Vera und die anderen zogen ihn mit seiner Käferleidenschaft auf, denn er lag fast jeden Tag im Garten und weiter weg im Gebüsch oder im Gras auf der Lauer und fing alle Arten von Laufkäfern, die er in einer kleinen Holzkiste aufbewahrte und sie dort Gras und Blätter fressen ließ. An ihren bunten, verschieden getönten Flügeldecken und ihren seltsamen, oft ungeschickten Bewegungen konnte er sich nicht satt sehen. Vater, der ihm bei der Bestimmung und Benennung der verschiedenen Arten half, und Tage waren allerdings der Meinung, das Leben im und auf dem Wasser sei, wenn nicht abwechslungsreicher, so doch viel interessanter als das auf dem Lande. Tage versprach Janne, ihn auf seine nächste Bootsfahrt nach Ornö mitzunehmen. Er hatte vor kurzem sein altes Segelboot wieder flottgemacht, die Spanten ausgebessert, Achterstegen und Bug geleimt, gehärtet, den Rumpf wasserdicht gemacht und das Segel geflickt. Außerdem hatte er noch Ruderbänke und Ruder eingebaut, weil er gerne abwechselnd segelte und ruderte. »Heute gehen Janne und ich auf große Fahrt«, verkündete er eines Morgens um sieben Uhr nach dem ersten Frühstück. »Die Landratten bleiben zu Hause und passen auf, daß kein böser Feind unsere Burg überfällt. Und wir kampieren irgendwo auf See. Vor Sonnenuntergang sind wir wieder da. Hej!«

Tage setzte seine Schiffermütze auf, die – wie er zu sagen pflegte – ein »biblisches« Alter hatte, packte Janne bei den Schultern, und die beiden trabten durch den Garten

davon. Der Bootssteg am Tuoni war ein richtiger kleiner Kai mit Anleger, gestützt von dicken Holzpfählen und vorne eingerahmt von Anlegesäulen, an deren einer das Boot festgetaut im Wasser lag. Es war eine geräumige Jolle. Man konnte sich, wenn man so klein war wie Janne, im Heckraum verkriechen, ohne von außen gesehen zu werden.

Nachdem eine leichte Brise aufgekommen war, glitten sie fast geräuschlos über den See dahin. Tage hatte ein Segel gesetzt, weil er den Morgenwind ausnutzen wollte. »Aber später – in der Mitte des Sees – werden wir rudern, das heißt erst ich und dann auch ein bißchen du«, sagte er. »Ich werde es dir zeigen.« Im und auf dem Wasser schien sich noch kein Leben zu rühren, alles lag noch wie im Schlaf. Janne fühlte, wie auch er erst langsam richtig wach wurde. Seine Augen glitten suchend über die endlose, grüngolden flimmernde Wasserfläche, blieben hier und da an etwas hängen, das er nicht genau erkennen konnte – dunkle Punkte, die langsam näherkamen, größer wurden und schließlich deutliche Gestalt annahmen, sich als ein Bündel Schilf, ein treibendes Stück Holz oder einmal sogar als ein kleines Wasserhuhn herausstellten, welches allerdings vor dem Boot, das es wohl für einen schwimmenden Riesenvogel halten mußte, schleunigst die Flucht ergriff. Tage nahm sein Gewehr und zeigte mit der Mündung auf das davonstiebende Wasserhuhn.

»Wenn es noch näher herangekommen wäre, hätte ich es bequem abschießen können«, sagte er. »Warum?« fragte Janne. »Weil ich ein Jäger bin und gern auf lebendes Wild schieße, Janne. Das tun alle Jäger, um Nahrung und Kleidung für ihre Familien oder für die menschliche Gesellschaft herbeizuschaffen.« »Aber der Vogel hat dir nichts getan«, erwiderte Janne. »Er gehört in die Natur, und ein Schuß am frühen Morgen hätte die Stille des Sees gestört und allen Tieren Angst gemacht.«

»Deswegen habe ich es ja auch nicht getan«, lachte Tage und klopfte Janne gutmütig auf die Schultern. »Ich merke schon, aus dir wird niemals ein Jäger. Wer hat dir übrigens solche altklugen Sprüche über die Natur beigebracht – dein Vater oder dein Lehrer?« »Meine Mutter«, sagte Janne und sah gekränkt über den Bootsrand.

»Frag mal deine Mutter, ob sie noch nie in ihrem Leben Hühnerfleisch gegessen hat.« Tage schien sich vor Lachen wieder einmal ausschütten zu wollen. »Aber reden wir nicht weiter davon. Sieh dort!«

Er packte den Jungen bei den Schultern und zog ihn hoch. Dann zeigte er auf einen dunklen Punkt am hellblauen Himmel, der sich schnell vergrößerte und bald als ein großer Vogel zu erkennen war, dessen spindelförmiger Körper sich in rasendem Sturzflug dem Wasserspiegel näherte. Plötzlich schien er mitten im Sturz heftig zu bremsen, breitete seine mächtigen Schwingen aus und blieb flügelschlagend einige Meter über der Wasseroberfläche in der Luft stehen. Janne konnte deutlich seine vorgestreckten Fänge und den scharf gekrümmten Schnabel, der leicht geöffnet war, erkennen. Der Junge hatte große Raubvögel – Adler, Habichte, Milane und Bussarde – schon oft auf Bildern gesehen und bewundert, aber noch nie einen in freier Natur und in solcher Nähe. »Ist das ein Adler?« fragte er atemlos und zeigte wie Tage mit der Hand nach oben. »Ein Fischadler, ja, der kleinere Vetter des Seeadlers. Man erkennt ihn an seinem schwarzweißen Gefieder und den nackten Fängen. Er jagt meist über offenen Gewässern im Binnenland.« »Glaubst du, daß er im Wasser irgend etwas entdeckt hat?« »Die Augen dieses Adlers sind vielleicht fünfundzwanzigmal so scharf wie unsere und sehen aus ungeheurer Entfernung die kleinste Bewegung. Er hat einen Fisch im Wasser gesehen und bleibt so lange über ihm in der Luft stehen, bis er die Beute genau im Visier hat. Dann stößt er zu.« Tage hielt inne, packte Janne und stellte ihn auf den Rudersitz, damit er

besser sehen konnte, was nun geschah. Der Fischadler schoß mit angelegten Schwingen wie ein Pfeil in das aufspritzende Wasser, in dem sich etwas heftig hin- und herwälzte – offenbar ein großer Fisch. Gleich darauf sahen sie ihn genau. Es war ein riesiger Hecht mit glatter, dunkelgrün und hellbraun gesprenkelter Haut, mit torpedoförmigem Rumpf und spitzer, fast schnabelartiger Schnauze. Er war mehr als doppelt so groß wie der schreiende, heftig flügelschlagende Fischadler, der seine Fänge tief in den Rücken des stärkeren Fisches geschlagen hatte und vergebens versuchte, sein Opfer aus dem Wasser zu ziehen. Sein Opfer? Während sie atemlos dem Kampf im Wasser zusahen, fragte Janne sich immer mehr, wer hier wessen Opfer oder Beute werden würde. Denn nach kurzer Zeit wurde der Fischadler, der wie eine Katze miaute, fauchte und wütend kreischte, von dem großen Fisch in rasender Fahrt durchs Wasser gezogen, ohne sich von ihm befreien zu können. »Das ist Lempo, der größte Hecht im Tuoni!« rief Tage und griff nach seinem Gewehr. »Was für ein kapitaler Bursche! Ich bin schon seit Monaten hinter ihm her.« »Warum heißt er Lempo?«, wollte Janne wissen. »Hast du ihm diesen Namen gegeben?« »Ja, ich habe ihn so genannt, weil ich glaube, daß er ein Nachkomme des großen Hechtes aus dem Kalevala ist, der früher den Eingang nach Tuoni, dem Land der Toten, bewachte.« »Land der Toten?« fragte Janne ungläubig. »Ich denke, ein Fisch kann nur im Wasser leben.« »Das Land der Toten – man kann es auch Hölle oder Unterwelt nennen – beginnt der Sage nach unter dem Wasser, am Grund des Sees und liegt im Innern der Erde. Dahin kommen wir aber erst, wenn wir völlig zu Staub zerfallen sind. Dann werden wir vom feurigen Kern der Erde angezogen und gehen in ihm auf. Übrigens wurde der große Hecht von einem Adler getötet und zerrissen. Aus seinen Eingeweiden stiegen Sonne und Mond empor, die jetzt am Himmel stehen und Tag und Nacht unsere Erde beleuchten.« »Und du glaubst, daß

dieser Hecht ein Nachkomme des großen Hechts ist, weil ...« »Nein, das ist nur so eine verrückte Idee von mir. Was ich sagte, geschah am Anfang der Dinge, von dem wir nichts Genaues wissen. Deswegen erzählten sich die Leute Sagen und Märchen, um etwas Licht in das Dunkel über die Entstehung der Welt zu bringen, zum Beispiel die Sage, daß Gott sie in sechs Tagen erschaffen hat.«

»Ich denke, das steht in der Bibel und ist die Wahrheit, an die man glauben soll. Jedenfalls sagt das der Pfarrer in der Kirche. Und Vater und Mutter sagen es auch.« Tage lachte. »Es ist eine Sage, eine sehr schöne Sage, aber die Wahrheit ist es nicht. Die Pfarrer und Priester sind berufsmäßige Lügner und leben davon, daß sie den Leuten Unsinn predigen. Kein Mensch kennt die Wahrheit, weil man sie nicht kennen kann. Aber laß dich von mir nicht beschwatzen. Glaube einstweilen, was dein Vater und deine Mutter dir sagen. Wir reden später wieder darüber.« Inzwischen war der Kampf zwischen Adler und Hecht weitergegangen. Man merkte deutlich, wie die Kraft des Vogels zusehends erlahmte. Sein Schreien ging immer mehr in ein geradezu klägliches Winseln über. Der Hecht dagegen tobte, hob sich halb aus dem Wasser und schnappte mit den zahnbewehrten Kiefern in die Luft. Da Fische ihren Kopf nicht bewegen können, erreichte die Schnauze Lempos den Adler nicht, sonst hätte er ihm sicher die Fänge durchgebissen. Er konnte ihn aber auch nicht abschütteln, so tief hatte sich der Raubvogel in ihn verkrallt. Die beiden schienen ihre Umwelt nicht mehr wahrzunehmen. Rasende Wut hatte von ihnen Besitz ergriffen. Sie merkten nicht, daß sie der Jolle immer näher kamen, so nahe, daß Tage, als er es sah, sein Gewehr erhob und schoß. Janne fuhr erschrocken herum. Der Schuß zerriß wie der Knall einer riesigen Peitsche für einen unbestimmten Moment die geduldige Atmosphäre über dem See. Scharen von Vögeln wurden aufgeschreckt und jagten davon. Hoch über ihren Köpfen und auf dem Wasser

wirbelte es wild durcheinander, hörten sie erregte Schreie, angstvolles Schnattern und dumpfes Gequak. Und dann nach einigen Augenblicken wieder – Stille. Totenstille. Als wäre nichts gewesen. Der Fischadler war auf dem Körper des Hechts zusammengesackt. Offenbar hatte ihn Tage genau ins Herz getroffen. Der Hecht drehte bei, zog ihn noch eine Weile durchs Wasser, tauchte und entschwand damit den Blicken, eine breite Blutspur im See hinterlassend. »Siehst du, daß Töten in diesem Fall einen Sinn hatte? Ich habe den Adler erschossen und ihm damit geholfen, denn er hätte sowieso sterben müssen und wahrscheinlich unter den allerfurchtbarsten Qualen.« »Und was ist mit Lempo?« »Der Bursche hat noch dreimal soviel Leben in sich wie andere Hechte. Der kommt durch.« »Aber die Krallen des Adlers stecken in seinem Fleisch. Er muß doch Schmerzen leiden.« »Leidet er auch. Ist aber ungeheuer zäh, nicht so leicht umzubringen.«

»Könntest du ihn nicht auch töten?« »Deine Idee, Janne. Du hast schnell dazugelernt. Ich werde versuchen, ihn zu fangen und zu töten. Das wird jetzt auch leichter sein, weil er einen schwarzweißen Wimpel auf dem Rücken trägt. Gehen wir auf die Jagd!« »Jetzt gleich?« »Wir werden ihn fangen, den großen Hecht, Janne, du und ich. Wir werden ihn töten, braten und essen. Und dann werden wir Zauberer sein und Sänger, wie im alten Finnland, wir zwei. Siehst du, das ist das Leben. Das ist die Natur. Fressen und Gefressenwerden. Einer frißt den anderen und davon lebt er. Davon leben wir alle.« Tage lachte sein unglaubliches, brandendes Gelächter und schlug Janne auf die Schultern, als hätte er einen gleichaltrigen Kumpel neben sich. Janne ging beinahe zu Boden, raffte sich aber schnell wieder auf, wobei ihm das stolze Gefühl, als Jagdgefährte eines richtigen Jägers anerkannt zu werden, nicht nur auf die Beine half, sondern auch seine Brust mächtig anschwellen ließ. Vielleicht werde ich mal ein richtiger

Held, dachte er, einer, der im Leben gefährliche Abenteuer bestehen muß und fast immer mit heiler Haut davonkommt.

2.

An einem sonnigen Septembermorgen des Jahres 1879 entschlossen sich Tage und Janne, wieder einmal auf große Fahrt zu gehen, und stachen unmittelbar danach in See. Janne war mittlerweile fast vierzehn Jahre alt, ein wenig selbstbewußt und nicht mehr so anfällig für die »Flausen«, die ihm Tage nach dem Ausdruck seiner Mutter in den Kopf setzte. Die Jolle glitt ruhig auf der fast windstillen Wasseroberfläche des Tuoni dahin. Der See war geheimnisvoll, atmete ruhig und schien endlos zu sein. Bewegtes und Bewegliches lauerte unter der stillen Oberfläche. Manchmal blieb er nach allen Seiten offen und ließ seinen Horizont mit dem Himmel verschwimmen. Dann wieder verengte er sich zu einem seiner zahlreichen Nebenarme, die wie schmale Rinnsale zwischen bewaldeten oder kahlen Steilufern träge vor sich hinsickerten. Tage führte das Boot an die entlegensten Stellen des Sees. Er schien jeden Winkel, jeden Nebenarm, jede Fahrrinne und jede Böschung zu kennen. Einmal navigierte er vorsichtig, den Kopf weit nach vorne gebeugt, mit dem Finger auf den Lippen, um Janne und sich selbst zu vollkommener Geräuschlosigkeit zu verpflichten, durch ein Riff – eine Ansammlung flacher Felsen, die so dicht beieinander lagen, daß Janne andauernd einen Ruck oder Aufprall, einen Stoß gegen die Felsen oder mindestens ein Scheuern am Schiffsrumpf befürchtete. Aber Tage durchsegelte ganz langsam das Riff, ohne irgendwo auch nur sachte anzustoßen, und sah sich dabei angestrengt nach allen Seiten um. »Sie sind ausgeflogen«, flüsterte er enttäuscht. »Wer?« fragte Janne.

»Die Seehunde. Ich wollte dir doch die Seehunde zeigen. Wenn man leise ist, lassen sie das Schiff oft ganz dicht an sich herankommen. Aber diesmal haben sie unsere Ankunft gewittert und sich rechtzeitig verzogen. Oder sie jagen in ihren Fischgründen.« Da – ein Ruck! Tage hatte eine Sekunde nicht aufgepaßt, und schon saßen sie fest, zwar nicht von Felsen eingeklemmt, aber auf Grund.

Der See war hier so flach und das Wasser so klar, daß man die Schatten winziger Steine, Muscheln, Fische, Krebse und Wasserläufer im gleißenden Sonnenlicht am Grunde erkennen konnte, und Janne meinte, mit der Hand über den Bootsrand langend den Seesand berühren zu können. »Einen Augenblick! Das haben wir gleich.«

Tage sprang ins Wasser und versuchte, das Boot von der einen und dann von der anderen Seite zu kippen und von hinten anzuschieben. »Komm, hilf mir mal!« Janne, der barfuß war und kurze Hosen anhatte, sprang über den Bootsrand und half Tage beim Schieben. Da entdeckten sie das kleine Leck. Ein Leck auf der Backbordseite direkt unter dem Wasserspiegel das sich gierig vollzusaugen begann.

Tage sprang sofort wieder ins Boot und schnappte sich einen Eimer, um das eindringende Wasser abzuschöpfen. Dann warf er Janne ein Stück Holz zu, mit dem der Junge das Leck vorläufig abdichten sollte. Er selbst stopfte Sand, Lumpen, Holzwolle, Sägemehl in das Loch und vernietete es innen und dann von außen mit einem Stück Blech. So war der Schaden allem Anschein nach in wenigen Minuten behoben.

Aber wer um alles in der Welt hatte das Schiff denn leckgeschlagen? Das war ja gar nicht die Stelle kielunten, wo sie aufgelaufen waren, sondern ... Tage überlegte angestrengt. Wie konnte denn ...? Plötzlich fuhr er herum. »Verflucht! Da ist er!« Auch Janne hatte es die ganze Zeit gespürt. Sie wurden während ihrer Arbeit aus dem Wasser beobachtet. Zuerst sahen sie nur das über der Oberfläche

schwankende Gebilde, das wie ein Drahtgestell aussah oder ein Weidenkorb, und dann zwei große rotgeränderte Augen, die klug und bössartig zu ihnen hinaufstarrten.

»Lempo! Er ist es, er war es!« schrie Tage. »Warte nur, du verdammtes Biest! Ich werd's dir zeigen.« Tage hatte in Sekundenschnelle sein Gewehr in Anschlag gebracht, aber noch schneller erkannte der Hecht seine Absicht, wandte sich wie ein Blitz, heftig mit dem Schwanz das Wasser schlagend, so daß Spritzer über den Bootsrand Janne ins Gesicht flogen, und war, ehe die beiden sich vom Schrecken und Staunen erholen konnten, spurlos zwischen den Felsen verschwunden. Tage brüllte vor Lachen und schlug mit dem Gewehrkolben schwer auf die Bodenplanken.

»Diese mörderische Bestie ist uns noch einmal entkommen. Das war das letzte Mal, sage ich dir. Janne, du wirst es nicht glauben, aber diese Ausgeburt der Hölle wollte uns ersäufen. Lempo ist klug und gerissen. Er hat mit seiner spitzen Schnauze und seinen Zähnen das Leck gebohrt, dieser Gauner, weil er weiß, daß ich ihn erlegen und ausweiden will.«

Janne erschien es beinahe, als wolle Tage ihm gegenüber ein feierliches Gelöbniß ablegen, als er verkündete: »Wir beide werden den großen Hecht jagen, Janne, du und ich, und wir werden ihn fangen. Diesmal entkommt er uns nicht.« Schnell und mit unglaublicher Sicherheit setzte Tage das Boot wieder in Fahrt. Eine leichte Brise war aufgekommen, die dabei half, so daß sie, den Fahrtwind nutzend, mühelos zwischen den Klippen segeln und die Weite des offenen Sees ansteuern konnten. Tage hielt Kurs nach Ornö, einer Insel in der Mitte des Tuoni, wo er sich eine Blockhütte für Stunden »totaler Einsamkeit« – wie er zu sagen pflegte – gebaut hatte. Er verließ manchmal mehrere Tage und Nächte seine Familie in Sibbe, um auf Ornö Einkehr zu halten, zu basteln, zu angeln und zu sinnieren oder Einfälle für seine Bücher aufzuschreiben. Nur sehr selten nahm er jemanden auf seine einsame Insel

mit, und einer der wenigen, denen diese Ehre erwiesen wurde, war sein Freund Janne.

Während sie in einer kleinen Bucht am flachen Ufer anlegten, warf der Junge einen Blick über die Insel. Sie war klein und verhältnismäßig langgestreckt; ihr Boden war rau – offenbar ein Gemisch aus Lehm, Sand und Steinen. Das gegenüberliegende Gestade schien dicht bewaldet zu sein. Zwischen kleineren Lichtungen der Bäume konnte man die Wellen, Sonnenstrahlen und das tiefe Blau des Himmels durchschimmern sehen.

Die beiden hatten mächtigen Hunger und Durst bekommen, aßen Schmalzfleisch, Brot und Tomaten und tranken dazu kalte Zitronenmilch. Dann stand Tage auf und holte aus dem kleinen Geräteschuppen neben der Hütte eine Holzrolle mit zwanzig Metern aufgewickelter Angelschnur und Haken, die er vorsichtig entrollte. »Ist das die Schnur, mit der du Lempo fangen willst?« fragte Janne zweifelnd.

»Das ist sie«, antwortete Tage, indem er den Angelhaken entfernte und achtlos beiseite legte. »Glaubst du denn, daß er dir an den Haken geht?« fragte Janne wieder. »Niemand im Leben würde Lempo das tun. Der ist viel zu schlau, um jemals einem Fischer an die Angel zu gehen. Und wenn, dann wäre der Fischer seine Angel samt Schnur und Haken los, weil der Hecht zu stark ist. Lempo kann man nicht fangen oder angeln wie andere Fische, auch andere Hechte. Man muß ihn jagen wie einen wilden Hengst, ihn ermüden, mürbe machen und schließlich das Lasso werfen, um ihn einzufangen.« »Das ist ja phantastisch«, sagte Janne, »und klingt ein bißchen nach Indianern und Trappern, über die ich gelesen habe. Aber ich habe noch nie gehört, daß man große Fische mit einem Lasso einfängt.« »Du hast völlig recht, Janne«, sagte Tage. »Der Vergleich mit dem Lasso hinkt wie die meisten Vergleiche auf einem Bein. Aber du hast sicher schon mal etwas von einer Harpune gehört. Wir werden den Hecht

harpunieren.« »Was!« schrie Janne überrascht. »Dazu braucht man aber doch eine Harpune.« »Genau die brauchen wir oder vielmehr nein, wir brauchen sie nicht. Sie steckt nämlich schon in seinem Rücken.« »Du meinst das Gerippe des Fischadlers?«

»Ja, das Skelett des Adlers, du hast es also gesehen. Er trägt es jetzt sechs Jahre mit sich herum. Die Fänge des Fischadlers sind inzwischen mit seinem Fleisch so stark verwachsen, daß man ihn töten oder jedenfalls sein Fleisch aufreißen würde, wenn man sie herausziehen wollte. Und genau das werden wir tun.« Tage befestigte zwei kräftige runde Enterhaken an der teilweise entrollten Schnur. »Siehst du, das ist das Lasso, die Schnur mit den Enterhaken. Wir versuchen, damit das Skelett des Adlers zu treffen – die Harpune, die in seinem Fleisch steckt – und den Hecht an das Schiff heranzuziehen, wenn die Haken sich in dem Knochengerüst verfangen haben. Er muß nachgeben, weil die Schmerzen sofort beim Ziehen einsetzen, oder sich losreißen, und dann kriegen wir ihn früher oder später auch.«

Janne bewunderte die genauen Überlegungen und Jagdvorbereitungen, die Tage getroffen hatte. Aber wenn Lempo wirklich so gerissen war, dachte er, und – so schien es ja wirklich – sie mit beinahe menschlichen Augen und menschlichem Verstand beobachtet hatte, würde er dann nicht vielleicht auch aus dieser Situation einen Ausweg finden?

3.

Janne und Tage übernachteten auf Ornö in der Blockhütte und blieben noch zwei Tage und Nächte dort. Sie liefen bei Sonnenaufgang hinunter zum Strand und badeten im See. Tage planschte, prustete und wälzte sich im Wasser wie ein Walroß. Janne schwamm weit hinaus, lange und ausdauernd, und manchmal verlor er fast das

Ufer aus den Augen. Wassertropfen, dachte er, eine Weile auf dem Rücken liegend und sich treiben lassend, eine unendliche Menge von Wassertropfen bildet diesen See und das Meer. Und vielleicht sind dieser See und das Meer nichts als ein winziger Wassertropfen im Weltall. Janne tauchte und versuchte sich vorzustellen, er sei ein Fisch, er sei Lempo, der große Hecht. Er wollte aber lieber Verfolger als Verfolgter sein. Er hob sein tropfendes Gesicht der Sonne entgegen und fühlte ihre Strahlen auf der Stirn. Er spürte seine Winzigkeit, die Größe des Tagesgestirns und aller Gestirne, die ihn nicht wahrnehmen konnten, dachte noch einmal mit geschlossenen Augen, daß dieser Gedanke nicht auszudenken sei, und schwamm wieder ans Ufer zurück. Er würde in seinem Leben noch viel musizieren und komponieren, ging es ihm durch den Kopf. Und alle diese Versuche würden Wassertropfen sein – jeder Ton ein kleiner Tropfen –, die zusammen ein großes Weltmeer bilden sollten. Tage erwartete ihn am Bootsteg. Offenbar war schon wieder Wasser in die Jolle eingedrungen, denn er schwenkte einen Eimer heftig hin und her und schüttete es über den Bootsrand. »Dieser Bursche«, sagte er und meinte natürlich seinen Freund Lempo, den großen Hecht, »war wieder hier und hat achtern ein neues Loch gebohrt; heute nacht, nehme ich an. Ich fürchte, ich werde die ganze Außenhaut mit Metall beschlagen müssen, wenn wir ihn nicht bald erwischen.« »Wollten wir nicht heute auf die Jagd gehen?« fragte Janne ungeduldig, während er umherhüpfte und die Arme um seinen nassen Körper schlug.

»Das wollen und werden wir tun. Ich warte nur noch auf den alten Juhana, der uns dabei begleiten wollte. Ah, da kommt er ja schon!« Tage zeigte nach links auf einen Nebenarm des Tuoni, auf dem ein seltsames, anscheinend etwas wackeliges Boot sichtbar wurde und langsam näherkam. In dem Gefährt saß ein uralter Mann mit weißen Haaren, einem langen verfilzten Bart und mit runzeliger

Haut, bekleidet mit einem einzigen Sack, der etwas über die Knie reichte und in den an den Seiten Löcher für die Arme geschnitten waren. Der Mann ruderte gemächlich, aber kraftvoll und sicher, denn er kam, wie immer deutlicher zu sehen war, verhältnismäßig schnell voran. Tage zog den klapprigen Kahn an Land und half seinem Ruderer beim Aussteigen.

»Das ist Janne Sibelius, ein Naturphänomen, was das Geigenspiel anbelangt«, sagte Tage zu dem alten Mann und zeigte auf den Jungen, der immer noch in seiner Badehose dastand. »Und das ist Juhana Kainulainen aus Kesähläti, ein berühmter Sänger und Kantelespieler; übrigens auch mein Nachbar, denn er wohnt auf Saari, das ist die nächste Insel, ungefähr acht Kilometer von hier entfernt. Ihr müßt euch unbedingt kennenlernen, denn ihr seid ja gewissermaßen Kollegen und im Gegensatz zu mir beide hochmusikalisch.« Der alte Juhana murmelte irgend etwas Unverständliches in seinen Bart und streckte Janne seine zitternde Hand hin, die der Junge zögernd ergriff, wobei er sich fragte, wie lange der berühmte Sänger sie sich wohl nicht gewaschen hatte. Dann aber sah er etwas, das ihn noch mehr faszinierte als das seltsame Aussehen des alten Mannes: einen großen rechteckigen Kasten, mit braunem, schon recht vergilbtem Leder bespannt, der Juhanas Instrument zu beherbergen schien, wie der Geigenkasten seine eigene Violine. Janne wollte den Alten gerade bitten, den Kasten zu öffnen und ihm die Kantele zu zeigen, da schaltete sich Tage wieder ein: »Freunde und Jagdgefährten, wir wollen keine Zeit verlieren. Laßt uns auf die Jagd gehen, um den großen Hecht zu fangen und zu töten! Mit vereinten Kräften wird es uns gelingen.«

Das war die Losung, auf die Janne und der alte Juhana gleichermaßen reagierten. Sie folgten Tage, der mit einem Satz ins Boot gesprungen war: Janne, indem er einfach hinterhersprang, und Juhana, der vorsichtig, aber erstaunlich geschickt über den Bootsrand kletterte und sich dann

einfach fallenließ. Tage hievte die Segel, ließ die Jolle beim Wind auslaufen, und in wenigen Minuten hatten sie die Insel aus den Augen verloren. Tage übergab dem alten Juhana das Steuer, der es außerordentlich geschickt bediente und offenbar ganz von alleine den richtigen Kurs hielt. Er selbst übernahm den Posten des Kapitäns, stand vorne am Bug und beobachtete durch das Fernglas den See. Dabei wechselte er gelegentlich die Stellung, lief hin und her und blieb wohl auch einmal hinten oder an einer Seite des Bootes stehen. Janne merkte, daß er auf der Wasseroberfläche etwas suchte, und suchte, indem er Tages Blickrichtung folgte, gleichsam mit. Plötzlich schien Tage etwas entdeckt zu haben, denn er rief dem Alten zu: »Links halten, Landmarke steuern!« Darauf gab er Janne das Glas, zeigte in eine bestimmte Richtung (ganz weit weg war ein vorspringendes Felsenufer zu erkennen) und forderte ihn auf: »Sag mir, was du siehst!« Janne erklärte, er sehe nichts Besonderes außer einem kleinen schwarzen Punkt auf dem Wasser, der langsam näherkomme. Tage entriß ihm das Glas und flüsterte aufgeregt: »Nein, er kommt sehr schnell näher, sogar unheimlich schnell!« Tatsächlich konnte man mit bloßem Auge jetzt etwas erkennen, das nur wenige Zentimeter aus dem Wasser ragte und wie ein Haken aussah. Es war – sie sahen es nun deutlich in einer Entfernung von etwa zwanzig Metern – der Hakenschnabel eines Raubvogels. Gleich darauf wurden auch das Skelett des Fischadlers und die Rückenflosse des Hechts sichtbar, der etwas zu verfolgen schien. Dann machte er plötzlich eine scharfe Wendung nach rechts, einen gewaltigen Satz halb aus dem Wasser und – schnappte zu.

Ein dicker rötlichsilberner Fisch zappelte heftig in seinem Maul, aber der Hecht ließ ihn nicht los, sondern biß ihn mittendurch und verschluckte die sich noch bewegendes Hälften. Janne hatte noch die brechenden Augen des Opfers gesehen. »Prost Mahlzeit!« schrie Tage und ließ

sein Lasso sausen. »Das ist der letzte Rotbarsch, den dein gefräßiger Magen verdaut hat.«

Das Seil verfehlte das Gerippe, wenn auch nur um Zentimeter. Die Enterhaken streiften flüchtig den Rücken Lempos und hinterließen dort eine rote Spur. Der Hecht tauchte sofort unter und kam ein paar Sekunden später – ganz in der Nähe des Bootes – überraschend wieder an die Oberfläche. Er hob sich halb aus dem Wasser, schnappte heftig mit den Kiefern, sah zu den Bootsinsassen hinauf, und – so unglaublich das klingt – es schien, als lachte er, als lachte er Tage und die beiden anderen aus. Es ging alles so schnell, daß Tage mit seinem Seil natürlich wieder viel zu spät kam und es erst auf das Wasser sausen ließ, als der Hecht schon längst in der Tiefe verschwunden war. »Verdammt! Dich kriege ich noch.«

Tage fluchte wie ein Kutscher, dem sein Pferd durchgegangen ist, und es war deutlich zu merken, daß er seiner Sache nicht mehr ganz so sicher war wie bisher. Hinter ihm ertönte etwas, das sich wie Gelächter anhörte. Der alte Juhana kicherte und gluckste in seinen Bart. Sein ganzer Körper wackelte vor Vergnügen.

»Tage ist ein Held, hähähä, ein Held, der vorbeigeschossen hat, hihih! Tage, du bist ein großer Jäger, hahaha! Aber das Wild ist zu schnell für dich, höhöhö!« Tage drehte sich wütend um. »Halt den Rand, alter Hurenbock, oder ich schmeiße dich ins Wasser, damit die Fische was zu fressen haben!« Juhana quietschte vor Begeisterung und gröhnte heiser. Speichel troff in seinen Bart.

»Tage, o mein großer Jäger, du würdest ein besseres Fressen für die Fische abgeben als ich, an dem kaum noch etwas dran ist, hähähä! Aber tröste dich, wir werden den großen Hecht fangen! Ich muß ihm nur vorher richtig aufspielen.« Mit diesen Worten öffnete der alte Sänger seinen Instrumentenkasten, der neben ihm auf der Bank lag, und hob vorsichtig das Instrument heraus, das Tage »Kantele« genannt hatte. Janne sah sich genau an. Es ähnelte

einer Zither und bestand aus einem trapezförmigen Resonanzkasten, der mit fünf dicken Roßhaarsaiten bespannt war. Ein Griffbrett und einen Steg wie bei Jannes Geige gab es nicht. Der Kasten war hohl und wurde aus merkwürdigen Verstrebungen von Knochen und Gräten (Fischbein) gebildet, die über einen Holzboden gepreßt und dicht miteinander verleimt waren. Das Alter hatte dem Baumaterial die Farbe eines unbestimmten Grau verliehen. Juhana nahm die Kantele auf die Knie und begann, ein paar seltsame Töne auf der Mitte der Saiten zu zupfen, die gedämpft und roh wie Naturgeräusche klangen, wie Herbstwind, der durch Äste und welches Laub streift. Janne stellte sich dicht neben den Alten und beobachtete das Spiel seiner Hände. Als Juhana nun mit allen zehn Fingern in die Saiten griff, sie zupfte, schlug, riß und immer schneller an ihnen hinauf- und wieder herunterglitt, war es, wie wenn sich aus Wassertropfen sprudelnde Quellen, ein rauschender Fluß und schließlich ein brausendes Meer bildeten, die Janne wie in einem Traum ergriffen und weit wegführten. Für einen Augenblick waren die Menschen, das Boot, der See und die fließenden Melodien der Kantele eine vollkommene Einheit, die niemand – auch der große Hecht nicht – stören konnte.

Juhana hatte die Augen geschlossen und begann zu singen. Janne konnte zuerst außer dumpfem Murmeln und unverständlichem Gebrumm in den Bart des Alten nichts hören, aber allmählich formten sich aus seinem Munde immer deutlicher und klarer Töne und die Worte eines alten Liedes:

»Woraus wird des Spieles Boden? Aus des Hechtes Kieferknochen;
Woraus denn der Zither Zapfen? Aus den Zähnen eines Hechtes;
Woraus sind des Spieles Saiten? Aus dem Haar des Hiisi-Hengstes!
Hergestellt war gleich das Spielwerk, schon die Kantele geschaffen,
Fertig war das Werk aus Fischbein, Kantele gefügt aus Flossen.

Da kam bald die Schar der Burschen, alle Ehemänner kamen,
Halberwachsne Knaben kamen, auch die kleinen Mädchen
kamen,
Junge Mädchen, alte Weiber, auch die Frauen reifen Alters,
Um das Saitenspiel zu sehen, um die Kantele zu schauen.
Väinämöinen alt und wahrhaft hieß die Jugend, hieß das Alter,
Jene auch in mittlern Jahren, nun zu spielen mit den Fingern
Auf dem Schallgerät aus Gräten, auf der Kantele aus Fischbein.«

»Halt!« schrie Tage. »Aufhören! Wir kommen mit dem Boot gleich nicht mehr von der Stelle.« Er zeigte über den Rand. Riesige Fischschwärme kamen heran und umkreisten das Boot in einer Entfernung von nur wenigen Metern. Die Fische – Plötzen, Barsche, Karpfen, Rotaugen, Silberlinge, sogar Makrelen und kleine Stichlinge – schwammen dichtgedrängt und schlossen den Kreis um das Schiff immer enger. »Deine gottverdammte Musik hat die Fische angelockt!« rief Tage und wollte dem verdutzten Sänger sein Instrument entreißen. »Jetzt werden wir sie nicht mehr los. Und Lempo werden wir auf diese Weise niemals fangen.«

Jannes Augen weiteten sich in maßlosem Erstaunen, als er über den Bootsrand in das Wasser sah. Es war wie ein Wunder. Und das größte Wunder war, daß zwischen all den kleinen und großen Fischen still und friedlich ein riesiger Hecht schwamm, den die Musik Juhanas genauso magisch angezogen hatte wie die Masse der anderen. »Vielleicht doch!« kreischte der Alte und wehrte sich energisch gegen Tages Versuch, ihm die Kantele zu entreißen. »Du wirst dich wundern.«

Er erhob sich, und seine jetzt hochaufragende Gestalt war die eines grimmigen Propheten. In diesem Augenblick geschah es.

Als die Musik so jäh verstummte, entstand eine Unruhe unter den Fischen. Sie schwammen plötzlich durcheinander, stoben nach allen Seiten davon, wälzten sich

übereinander und stießen heftig an die Bordwände des Schiffs. Wilde Panik ergriff von ihnen Besitz, denn der große Hecht wütete raubgierig unter ihnen. Wie ein Torpedo schoß er in den dicksten Haufen und schnappte sich gleich mehrere Fische auf einmal. Tage war nicht mehr zu halten. Mit einem Satz war er über ihnen im Wasser, ein großes Küchenmesser in der rechten Hand. Der Hecht erkannte sofort seinen Gegner und stürzte sich voller Wut mit geöffnetem Rachen auf ihn. Jetzt wird er ihm die Kehle durchbeißen, dachte Janne entsetzt und schloß die Augen. Aber Tage war schneller und schlitzte dem ihn anspringenden Hecht mit dem Messer von unten den Bauch auf. Dann packte er das um sich schlagende Ungeheuer und warf es mit einem gewaltigen Schwung auf das Schiff, mitten zwischen Janne und Juhana, die erschrocken an die einander gegenüber befindlichen Wände prallten. Der Hecht blutete wie ein Schwein, war aber noch lange nicht tot, obgleich ihm die Eingeweide aus dem Bauch quollen. Er peitschte wütend mit dem Schwanz den Boden, sprang hoch, rollte sich hin und her und verbiß sich in den Mastbaum, bis ihm der wasserriefende Tage schließlich mit einer Axt den Kopf abschlug. Der aber ließ sich nur mit Mühe vom Baum lösen, so tief hatte der Hecht seine Zähne in das Holz geschlagen.

Als die drei in der Abenddämmerung vor Tages Blockhütte ein offenes Feuer anzündeten und große Stücke Hechtfleisch in der Pfanne bruzzelten – Tage hatte den Fisch sorgfältig ausgenommen und entgrätet –, war es ihnen, als hätten sie ein großes und nunmehr auch nahrhaftes Werk vollbracht. Der Wein, den Tage in großen Gläsern kredenzte, schmeckte vorzüglich und machte vor allem den alten Juhana nicht nur munter und gesprächig, sondern auch sangeslustig.

»Nimm deine gräßliche Klampfe, du alter Hurenbock«, sagte Tage, »und sing uns etwas vor!«

Juhana folgte der Aufforderung, ohne zu zögern, und begann:

»Selber zog er seine Klinge, riß heraus das scharfe Eisen,
Stieß die Waffe in das Wasser, hieb hinunter von dem Bootsrand,
In des Hechtes Schulterblätter, in des Wasserhundes Hüften.
Stecken blieb das Schwert im Fische, fraß sich fest in seinen Kiemen;
Väinämöinen alt und wahrhaft hob den Hecht nun aus der Tiefe,
Zog den Fisch nun aus den Fluten: da zerfiel er in zwei Stücke,
Auf den Seegrund sank der Fischeschwanz, in den Nachen fuhr der
Fischkopf.«

Janne hatte seine Geige genommen und versucht, Gesang und Spiel des alten Barden melodisch und gelegentlich auch mit gezupften und breit gestrichenen Akkorden zu begleiten. Der Abend war von dieser sehr seltsamen, sehnsüchtigen, aber auch sieghaften Musik zweier so verschiedener Spielmänner erfüllt, des alten Sängers aus der finnischen Vorzeit und des jungen Musikanten, der diese Vorzeit in sich aufnahm, sie bewahrte und hinaustragen sollte in die weite Welt. Es war eine wilde, rauhe, schmerzliche und starke Musik, die in der hereinbrechenden Dunkelheit weit über den See hallte:

»Und kein einziges Wesen gab es, auch nicht eines war im Wasser,
Das einherschwimmt mit sechs Flossen, auch nicht aus dem besten
Fischeschwarm,
Das sich nicht zu lauschen nahte, diese Freude anzustaunen.
Klobig kommt der Hecht geschwommen, ungelenk der Hund des
Wassers,
Von den Felsen zieht der Lachs her, aus der Tiefe taucht der Schnäpel;
Kleine Plötze, Barsche kommen, Stinte auch und andre Fische
Drängen Kopf an Kopf ins Röhricht, sammeln sich entlang dem
Strande,
Väinämöinens Lied zu lauschen, um das Klingen aufzunehmen.«

Ein leichtes Plätschern und Wellenschlagen am Ufer
klang wie fernes und allmählich näherkommendes Echo

auf diese sanfteren und freudigen Klänge. Selbst der unmusikalische Tage war stumm geworden vor Begeisterung und hörte andächtig zu. Das Mondlicht floß über den See, in dem es silbrig schimmerte und flimmerte. In dem es wimmelte von einer riesigen Schar kleiner und großer Zuhörer. Von Juhanas und Jannes Konzertpublikum. Die Fische waren gekommen, um das Lied von der Tötung des großen Hechts zu hören.

Das Lied von ihrer Befreiung.

Der Bootssegen

1.

Väinämöinen blieb auf der schwach gewölbten Kuppe des kleinen Hügels stehen, hob die Augen, um nicht von der hellen Morgensonne geblendet zu werden, und hielt Ausschau über die weite Ebene. Es wurde Zeit, nach einer beschwerlichen Fußwanderung von mehreren Wochen eine kurze Pause einzulegen. Väinämöinen war nicht mehr der jüngste und pflegte sonst über das Land zu reiten. Aber diesmal hatte er sein Pferd zu Hause gelassen, weil er es sonst verlieren würde. Er beschloß, hier unter einem Baum, der genügend Schatten spendete, zu rasten und zu überlegen, in welcher Richtung er seinen Fußmarsch fortsetzen wollte. Anhaltspunkte gab es nur wenige, keine Wege und Wegweiser, hauptsächlich Wälder und Seen; und die sahen alle ziemlich ähnlich aus. Die Ebene aber schien endlos zu sein und wurde immer einförmiger, je weiter er wanderte. Er müsse nur immer dem Lauf der Sonne folgen, dann werde er den Weg schon finden, hatte Ilmarinen, der Schmied, zu ihm gesagt. Das hatte er getan, schien aber trotzdem seinem Ziel nicht viel näher gekommen zu sein. Er setzte sich nieder, lehnte seinen Rücken bequem gegen den breiten Baumstamm, aß ein Stück Brot, nahm einen Schluck Wasser aus einer frisch sprudelnden Quelle und überlegte.

Würde er die Höhle Antero Vipunens jemals finden? Sie war ihm als fast unzugänglich beschrieben worden. Auch wenn man ihren Eingang entdeckt hätte, wäre es so gut wie unmöglich, hineinzukommen, hatte Ilmarinen erklärt. Denn sie sei von schrecklichen und gefährlichen Hindernissen umgeben, die der schlafende Riese selbst aufgebaut hatte, um sich gegen Eindringlinge zu schützen. Er lag, eingeworden mit der ihn umgebenden Erde, sie durchdringend und von ihr durchdrungen, schnarchend

in der Tiefe, war so selbst zur Höhle geworden und wollte offenbar seinen Erdschlaf ungestört bis in alle Ewigkeit weiterschlafen. Deswegen hatte er sich mit Zäunen und Zonen aus offenen Schwertschneiden, Degenklingen, spitzen Nadeln, Dornengestrüpp und stechenden Feuerzungen umgeben, die niemand ohne lebensgefährliche Verletzungen passieren konnte. Väinämöinen hatte, als er das hörte, Ilmarinen gebeten, ihm metallene Beinschienen, Handschuhe, ein Kettenhemd und einen Stab zu schmieden und seine Stiefel mit Erz zu beschlagen, damit er ungefährdet und mit heiler Haut diese Gefahrenzone überwinden könne. Seine Hände glitten prüfend über das gleißende Metall, das er in seinem Rucksack verstaut hatte. Ilmarinens Zaubersprüche, in die erstarrende Glut versenkt, bewegten sich noch und lebten jetzt in dem kühlen, gehärteten Stahl. Würden sie sein Leben retten? Väinämöinen erhob sich und ließ zum zweiten Mal seinen Blick über die weite Ebene schweifen. Er hatte ein feines, sirrendes Geräusch gehört; zunächst kam es aus weiter Ferne und dann langsam näher.

Väinämöinen war der älteste und berühmteste Zauberer Kalevas und verstand sich auf allerhand Geräusche und Töne, denn sie gehörten wie Sprüche, Lieder und Gebärden zu seiner Zauberkunst. Aber dieses Geräusch hatte er noch nie in seinem Leben gehört. Es klang wie das Zirpen von Grillen oder das Sirren von Nadelspitzen, über die jemand mit einer weichen Klinge streicht. Aber er konnte die Ursache dieses seltsamen Geräusches nirgends entdecken, ja nicht einmal erahnen, denn plötzlich erklang es in ihm selbst. Die Quelle oder der Sender schien in seinen eigenen Ohren zu sitzen und hämmerte beharrlich gegen seine Trommelfelle.

Handelte es sich vielleicht um eine Botschaft? Und kam diese Botschaft von Ukko, dem Herrn der Höhe selbst, der den ganzen Luftraum trägt? Wenn das der Fall war, würde er Mühe haben, sie zu entziffern, um sie zu

verstehen, denn seine Verbindungen zu den Himmelsgöttern waren in der letzten Zeit immer schlechter geworden, ja, sie waren so gut wie unterbrochen. Väinämöinen lebte aus eigener Kraft; seine Zauberkünste verliehen ihm Macht beinahe über den ganzen Kosmos. Was brauchte er da die Götter?

Das Klingen in ihm, über ihm und um ihn herum wurde immer stärker, schwoll auch im Hügel, auf dem er stand, bis es plötzlich jäh verstummte. Väinämöinen sah zu Boden. Dicht vor ihm hockte ein winziges Geschöpf auf vier Stummelbeinchen mit grüner stacheliger Haut wie ein Kaktus oder eine Kastanienschale. Doch sein Körper war spindelförmig wie der einer Eidechse, und eckige Flügel baumelten daran. Das Tier sah mit großen glänzenden Augen zu Väinämöinen auf und sang. Nein, ich übertreibe nicht, sondern sage die Wahrheit: Es – sang. Und weil es sang, konnte Väinämöinen verstehen, was es ihm damit sagen wollte.

»Du bist also Hirku, der kleine Flugdrache, der in der Augenhöhle Vipunens nistet und seinen Schlaf bewacht«, sagte Väinämöinen und streckte seine Hand aus. Das kleine Ungeheuer nickte verständig mit dem Köpfchen, während seine Augen lebhaft hin und her rollten, ließ die Zunge durch sein zahnbewehrtes Maul gleiten und hüpfte flügel Schlagend Väinämöinen entgegen, auf dessen Handteller es bequem Platz fand.

»Und was jetzt?« fragte Väinämöinen und streichelte behutsam den kleinen Unhold, der befriedigt schnurrte. »Wirst du mir jetzt den Weg zu deinem Herrn und Meister zeigen?« Hirku flatterte erregt, stieß leise einen freudigen Pfiff aus, schoß nach oben, sauste ein paarmal um den Kopf Väinämöinens herum und flog dann, den Hügel verlassend, davon. Väinämöinen folgte ihm mit schnellen Schritten. Der kleine Drache sah sich im Flug ein paarmal um, als wollte er sich vergewissern, daß Väinämöinen ihm auch wirklich folgte. Seine Augen glänzten wie feuriges

Gold. Er schien die ihm auferlegte Mission ernst zu nehmen, stieß seltsame, halb klagende, halb triumphierende Schreie aus und ging nach einigen pfeilschnellen Stößen in die Höhe und Tiefe in einen langsamen Gleitflug über, um sich nicht allzu weit von Väinämöinen zu entfernen. Doch der hielt mühelos mit seinem Führer Schritt, denn sein Zauberwissen verlieh ihm ungewöhnliche Kräfte, mit denen er – wenn auch zu Fuß – die Wirkung der Schwerkraft und den Luftwiderstand verringern konnte.

2.

So eilten sie dahin und ließen manchen Hügel, viele Wälder und manche Strecke Wegs hinter sich, bis Väinämöinen die seltsamen Geräusche von vorhin wieder hörte, diesmal direkt unter seinen Füßen. Gleichzeitig erhob sich vor ihm eine rötlich phosphoreszierende Wolke, deren Ausläufer als dünne Nebelschwaden über die Ebene wallten, bis sie sich fern am Horizont zerstreuten. Es war dem Zauberer, als ob sich unter ihm die Erde bewegte und kleine elektrische Blitze sich unter seinen eisenbeschlagenen Stiefelsohlen entluden. Väinämöinen blieb stehen und schrie auf vor Schmerz. Eine glühende, aus dem Boden schnellende Nadel hatte in Sekundenschnelle nach ihm gestochen, merkwürdigerweise aber nicht die geringste Verletzung an seiner Hand hinterlassen, obwohl er den Stich doch deutlich gefühlt hatte. Wie kleine blitzende Schlangen oder Flammengarben schossen viele andere Nadeln aus dem Boden und züngelten nach ihrem Opfer.

Väinämöinen schritt langsam vorwärts, während es unter ihm zischte wie aus Schlangemäulern. Er spürte das Pieksen und die glühenden Stiche unter seinen Sohlen in die Fersen und Ballen wie einen heftigen Kitzel, der bis in seine Knie hochzog. Wie Keime schossen unendlich viele Nadeln aus dem Erdboden. Väinämöinen rannte,

weil er es bald nicht mehr aushalten konnte. Er litt keine wirklichen Schmerzen. Es tat nicht so sehr weh, als es prickelte und juckte zum Wahnsinnigwerden. Väinämöinen rannte, schrie, lachte und tobte. Beinahe wäre er gestolpert, da – mit einem Mal, auf einen Schlag war das scheinbar grenzenlose, unübersehbar sich ausbreitende Feld von Nadeln verschwunden. So schnell, wie sie hervorgekommen waren, zogen sich die Spitzen in den weichen Erdboden zurück.

Vor Väinämöinen erhob sich – gleichfalls in unübersehbarer Weite – ein Wall blitzender Schwertschneiden, die das Sonnenlicht auffingen und reflektierten. Geblendet hielt der alte Zauberwischer inne in seinem Lauf und sah einen Augenblick zu Boden, um seine Augen vor dem Einfall des grellen Lichts zu schützen. Da kratzte jemand leicht an seine Schulter. Ein leises Winseln folgte. Hirku, Vipunens kleiner Bote, war zurückgekommen. In seinen goldenen Augen stand die Furcht.

»Das war nur der Anfang«, sagte Väinämöinen und streichelte das zitternde Tierchen. »Und du hast schon so viele Menschen sterben sehen, die versuchten, dieses furchtbare Hindernis zu überwinden, um zu deinem Herrn zu gelangen. Aber mich wirst du nicht sterben sehen, Hirku. Für mich bist du kein Todesbote, sondern ein Schutzengel. Du fährst mich zur Weisheit und ins Leben.«

Väinämöinen zeigte mit ausgestreckten Armen auf die Schwertspitzen, die drohend in den Himmel starrten, als wollten sie sagen: Wer über uns hinwegsteigen will, wird nicht weit kommen; den ermorden wir. »Den Gefallen werden wir ihnen aber nicht tun«, sagte der alte Zauberwischer und lachte leise. Hirku jaulte zustimmend und warf Väinämöinen einen zuversichtlichen Blick zu, der Hilfe versprach und zugleich um Hilfe flehte. Er sprang in des Zauberers geöffnete Hand, richtete sich auf und sah aufmerksam auf Väinämöinens Lippen, die Zaubersprüche murmelten. Dann duckte er sich, denn Väinämöinen

ballte seine Hand zur Faust und warf das kleine Ungetüm wie einen Stein hoch in die Luft, wo es seine Schwingen ausbreitete und auf den Schwerterwall einen dünnen Feuerstrahl hinunterspie.

In diesem Augenblick brach ein ohrenbetäubender Lärm los. Tausende von Schwertschneiden schlugen in rasendem Tumult aufeinander ein, als ob sie sich gegenseitig in Stücke hauen wollten. Gleichzeitig rückten sie Meter um Meter vor, Väinämöinen entgegen, dem Funken die Haut versengten. Das entsetzliche Klirren und Dröhnen hüllte ihn ein wie ein titanischer Lichtschrei, wie kaltes Feuer aus unzähligen Explosionen unzähliger kleiner Sonnen. Doch Väinämöinen entrannte der näherkommenden Glutwoge, indem er mit seinem großen Zauberstab einige aus der vordersten Gischtkrone hervorsprühenden Funken auffing und sich selbst in die Luft schleuderte.

Breitbeinig stand er auf einer kleinen Gondel aus purem Gold, die sich nicht nur in schnellem, fast gewaltsamen Auftrieb erhob, sondern auch mühelos auf den Lichtgarben und Funkenschwärmen dahinglitt, die ihr nichts anhaben konnten. Das Klirren und Dröhnen verstummte und wich einem freudigen, machtvollen Gesang der Schwerter, der Väinämöinens Fahrt über den Wall begleitete und sie zum Triumphzug werden ließ.

Zarte Lichtwellen umspielten die Gondel, die an ihnen vorbei- und über sie hinwegglitt. Hirku saß auf Väinämöinens Schulter, das Köpfchen geneigt und andächtig dem Gesang lauschend. Der Zauberer steuerte die Gondel über den Wall aus Schwertern, der kein Ende zu haben schien. Schließlich aber senkte sie sich langsam und beinahe wie von selbst zur Erde. Väinämöinen und Hirku landeten auf einem grünen Hügel und sahen nach allen Seiten über die Ebene. Der Schwerterwall war verschwunden. Kein Funke glühte mehr weit und breit. Nur ein winziges Häufchen Asche erinnerte sie an das, was geschehen war. Väinämöinen atmete auf.

»Hier wollen wir die Nacht über bleiben und uns ausruhen«, sagte er. »Wir müssen Kraft schöpfen, um morgen die letzte und härteste Probe zu bestehen.« Hirku gab, um sein Einverständnis auszudrücken, einen leisen Klagelaut von sich und kuschelte sich in Väinämöinens Armbeuge. Nach einigen weiteren Seufzern rollte er sich schließlich zusammen und schlief ein. Die Nacht war hell und sternklar wie die meisten Herbstnächte in Kaleva. Über die Ebene strich der sanfte und beharrliche Abendwind und kroch über den Hügel, um die Schläfer einzulullen, mit einem Hauch ihre Gesichter zu streifen und in ihren Ohren zarte Gesänge und Botschaften der Ferne erklingen zu lassen. Rötlich und in einsamer Sehnsucht schimmerte der Abendstern. Himmel und Erde lagen abwechselnd wach und schlummerten in seliger Umarmung.

Sie erwachten bei strahlendem Sonnenschein. Väinämöinen rieb sich die Augen und fuhr mit jähem Ruck in die Höhe. Hirku war schon wach und flatterte ängstlich vor seinem Gesicht hin und her. Seine spitzen Schreie gellten durch den aufgeschreckten Morgen wie grelle Fanfaren, die das Kommen einer furchtbaren Schlacht ankündigten. Vor ihnen stand in undurchdringlicher Geschlossenheit das schrecklichste Hindernis, die fürchterlichste Falle, die Vipunen für seine Besucher aufgebaut hatte: der Degenwall.

Die Degenklingen stachen, unabsehbar neben- und nacheinander aufgereiht, stumm und steil in den Himmel. Ihre Bewegungslosigkeit war furchteinflößend, ihr Schweigen eisig, und ihre tödliche, todbringende Starre stellte eine viel gefährlichere Drohung dar als das feurige Bacchanal der tanzenden Schwerter. Väinämöinen zückte mit herrischer Gebärde seinen Zauberstab und bestieg die Gondel, um den Wall in der Luft zu bezwingen. Aber als er einige Meter über den offenen Klingen dahinschaukelte, rückten sie, wie von einer magischen Faust gepackt, dem Zauberer nach oben entgegen, erst Zentimeter um

Zentimeter, dann Meter um Meter, in unerbittlicher, schweigender Härte und drohender Beharrlichkeit. Väinämöinen versuchte höher zu steigen, aber der Auftrieb ließ zusehends nach und verließ ihn schließlich ganz. Es schien sogar, als drückte ihn eine unsichtbare Kraft nach unten, den Klängen entgegen. Plötzlich verdunkelte sich der Himmel. Väinämöinen spürte Wassertropfen auf seinem Gesicht und auf seinen Händen. Im Nu prasselte Regen auf das Land herab. Hagelschläge folgten. Riesige Hagelkörner stürzten vom Himmel herab, schlugen in der Gondel auf und bildeten einen Ballast, der sie noch schneller in die Tiefe zog. Blitze zerrissen die Atmosphäre und die düsteren, schweren Wolkenbänke, gefolgt von furchtbaren Donnerschlägen. Das war die Stimme Ukkos, des Wettergotts. Väinämöinen war dessen sicher. Ukko ergriff die Gelegenheit, um sich für die Beleidigungen und Respektlosigkeit des Zauberers zu rächen, um ihm zu beweisen, daß man nicht ungestraft den Herrn über die Elemente und den Kosmos spielte, wie Väinämöinen es getan hatte.

Nun hatte der alte Magier nur noch die Wahl, entweder von einem Blitz Ukkos erschlagen zu werden oder als Opfer des Erdriesen zu sterben, dessen Degenklingen ihn aufspießen würden. Da schlug die Gondel hart auf das Bett aus stählernen Degenspitzen, krachend, knirschend, und zerschellte. Das Schiffchen wurde von den Klängen zerfetzt und zertrümmert. Gleißende Goldstücke fielen zwischen den hellen Scheiden herab, die plötzlich auseinanderfuhren und geräuschlos in der Erde versanken.

Die Landschaft hatte sich verändert. Wieder befanden sie sich auf einem Hügel. Aber diese Anhöhe erstreckte sich fast wie ein Bergkamm weit über die Ebene und war dicht bewaldet. Föhren, Espen Eiben und Birken ragten über ihnen in den Himmel. Väinämöinen war vom Himmel auf die Erde gefallen und lag, sich die schmerzenden

Glieder reibend, in einem dichten Weidenbusch. Auf seiner Schulter saß der kleine Drache und blickte starr in die dunkle Höhle, die sich unmittelbar vor ihnen – am Fuß einer mächtigen Birke – öffnete.

Noch bin ich nicht am Ziel meiner Wünsche, dachte Väinämöinen. Aber ich habe den Eingang gefunden.

3.

Väinämöinen erhob sich langsam und nahm seine aller-nächste Umgebung in Augenschein. Die Erde war locker und feucht, an anderen Stellen fest, trocken und brüchig wie verkrusteter Schlamm. Ein leichter Verwesungsgeruch stieg von ihr auf und breitete sich unangenehm vor dem Zauberer aus, der die Nase hochzog und niesen mußte. Hirku flatterte auf, in freudiger Erregung kreischend, und flog auf die Höhle am Fuß der mächtigen Birke zu, in der sich etwas zu bewegen schien – eine grauweiß schimmernde, wässrige Substanz. Väinämöinen trat näher und stellte fest, daß sich die Perspektive der Höhle und ihres Innern veränderte, und zwar umso stärker, je mehr er sich ihr näherte. Zu seinen Füßen lagen in Abständen von mehreren Metern zwei offenbar von unten zugefrorene, mit einer dünnen Schicht Wasser bedeckte Teiche mit kreisrunden schwarzen Löchern in der Mitte, an deren Ufern Birken und tief sich neigende, weit über das Wasser gebeugte Trauerweiden wuchsen. Am nördlichen Rand des Gewässers, dem sich Väinämöinen aus der entgegengesetzten Himmelsrichtung näherte, konnte man deutlich Mengen von Schilfrohr und dichtes Binsengebüsch erkennen. Irgendwo dazwischen oder unterhalb der Böschung mußte sich das Nest von Hirku befinden, das der kleine Drache voller Freude und Heimweh eilig aufgesucht hatte. Väinämöinen überlegte eine Weile; dann plötzlich kam ihm die Erkenntnis: Vipunens Augen lagen vor ihm, die sich vom Regen immer wieder vollsaugten, wenn sie

einmal eine Weile trocken und eingefallen dagelegen hatten, groß wie Karpfenteiche und weit geöffnet. Ilmarinen hatte ihm gesagt, der Riese schlafe den ewigen Schlaf mit offenen Augen. Und er hatte ihn gewarnt, ihnen nicht zu nahe zu kommen. Denn Vipunen erkenne im Schlaf jede Einzelheit und jede Bewegung, sogar die eines kleinen Vogels. Und er zuckte dann manchmal mit den Augenlidern, was die gleiche Wirkung hätte, wie wenn man auf einen Menschen mit einem Baumstamm einschläge.

Väinämöinen ging also zwischen den Augenteichen des Riesen weiter in Richtung Norden. Dort wucherte ein wahrer Urwald von Sträuchern, Büschen, Bäumen und Schlingpflanzen – die Haare Vipunens, des Weisenreichen. Nachdem der Zauberer das gewaltige Antlitz des Erdungeheuers nach allen Richtungen hin erforscht und sein Terrain sondiert hatte, schlug er endgültig die südliche Richtung ein und bewegte sich langsam auf Vipunens Nasenrücken, der einem zu mächtiger Breite anschwellenden Hügelkamm glich.

Väinämöinen kam nur langsam und mit großer Mühe voran. Vor ihm und zu beiden Seiten wuchs dichtes Gestrüpp auf dem Nasenhügel, erhoben sich plötzlich sogar hohe Sträucher und dicke Espen und Weidenbäume. Er schlug alles, was ihn am Weitergehen hinderte, mit seinem Zauberstab beiseite. Schließlich aber packte ihn die Wut; er holte eine Axt aus seinem Rucksack, legte sie an die Wurzeln der Bäume und Sträucher und begann auf diese Weise, energisch den Wald zu roden, der vor ihm aus den Nasenlöchern Vipunens sprießte. Plötzlich begann der Boden unter den Füßen des alten Zauberwissers zu wanken und zu beben. Väinämöinen wußte einen Augenblick nicht, wie ihm und was mit ihm geschah. Ein furchtbarer Wirbelsturm erhob sich. Nicht nur der Nasenhügel, sondern auch das ganze Gesichtsfeld und der Kopf des Riesen gerieten in Bewegung, während die gefälltten Baumstämme und Sträucher mit Donnergepolter durch die

Luft flogen. Eine heftige klebrig-feuchte Brise ergriff Väinämöinen, trug ihn unter gewaltigem Getöse in die Höhe, zwischen Baumwipfeln hindurch, deren Zweige ihm ins Gesicht klatschten, und ließ ihn auf weicher Erde am Rande eines mächtigen Kraters landen, dessen Inneres zwei Reihen grauer rissiger Felsen bildeten. Zwischen ihnen gähnte ein schwarzer Schlund von grauenerregender Tiefe.

Der Zauberer befand sich auf der Unterlippe direkt unterhalb der Mundhöhle des Riesen. Vipunen hatte einen Kitzel in der Nase gespürt – wohl infolge der Rodungsarbeiten Väinämöinens war ein Stück Holz in die Schleimhaut des Riesen eingedrungen – und mußte niesen. Außerdem war er wach geworden, ließ wild seine Augenteiche rollen und brüllte mit einer Stimme, die aus Ur-tiefen zu dringen schien und, indem sie wie ein dunkler Wasserfall über Väinämöinen hinwegdröhnte, dessen Blut in seinen Adern gefrieren ließ: »Welches widerwärtige Insekt hat es gewagt, meinen ewigen Schlaf zu stören? Ich, Antero Vipunen, der Weisenreiche, verfluche die Ameise, die in meinem Bart herumkrabbelt und meint, daß ich sie nicht finden und zerquetschen werde! Haptschiiieehhh!!!«

Wiederum raste ein entsetzlicher Sturm los, der aber diesmal über den sich zu Boden werfenden Zauberer hinwegfegte. Vipunen hatte zum zweiten Mal geniest.

Nun zögerte Väinämöinen nicht länger, packte seinen metallenen Zauberstab, stieß ihn mit Macht in das weiche Zahnfleisch vom Unterkiefer des Riesen und brüllte, so laut er konnte: »Erhebe dich, du altes Ungeheuer, Knecht des Menschen, Antero Vipunen! Erhebe dich aus deinem unterirdischen Schlaf! Ich, Väinämöinen, uralt-weiser Zauberwisser, bin zu dir gekommen und verlange, daß du mir Rede und Antwort stehst!« »Was!« brüllte der Riese zurück. »Eine Ameise, die sprechen kann und sich uralt-weiser Zauberwisser nennt? So was habe ich in meinem

ganzen Leben noch nicht gehört, und mein Leben ist tausendmal so lang wie das aller übrigen Lebewesen zusammen. Bei Ukko, das ist ja zum Lachen!»

Und der Riese lachte so laut und dröhnend, daß es weit über die Ebene hallte und sich erneut ein gewaltiger Sturm zu erheben begann. Dabei klafften die beiden Felsreihen – Vipunens Zähne – weit auseinander, und der schwarze Schlund in der Mitte – die Mundhöhle des Riesen – vergrößerte sich beträchtlich. Väinämöinen aber kam durch die heftigen Bewegungen des Unterkiefers ins Rutschen, strauchelte gefährlich mit dem linken Fuß und fiel über die untere Zahnreihe in den Schlund des Erdriesen. Vipunen, der Weisenreiche, riß daraufhin seinen Rachen noch weiter auf, lachte, gröhnte und schluckte dann den Mann mitsamt Schwert und Zauberstab, die er nicht hatte zerbeißen können, nachdem sie durch eine Masse zähflüssigen Leims eingespeichelt und über die Zunge befördert worden waren, durch den Kehlkopf in die Speiseröhre hinunter.

Väinämöinen verlor bei dieser rasenden Fahrt beinahe die Besinnung. Die Speiseröhre glich einem dunklen Tunnel mit elastischen Wänden und schien, obgleich die Beschleunigung beim Herunterrutschen zuerst immer weiter zunahm, kein Ende nehmen zu wollen. Der alte Zauberer konnte aber dank einer ihm innewohnenden und in langen Jahren magischer Praxis geschulten Fähigkeit, im Dunkeln zu sehen, seine Umgebung langsam immer deutlicher erkennen. Auch merkte er, daß die Geschwindigkeit der Fahrt abzunehmen begann. Die Schluckbewegungen des Riesen wurden schwächer und hörten schließlich ganz auf, so daß Väinämöinen, der auf einer horizontalen Ebene entlangrutschte – denn der Riese lag ja in der Erde –, sich langsam aufrichten und seine Wanderung gemächlich zu Fuß fortsetzen konnte. Dabei studierte er genau seine Umgebung und riß entsetzt die Augen auf. Er war aus dem Tunnel in eine riesige dunkle

Höhle gefallen. Seine Füße steckten in zähem Morast von undefinierbarer Art und Färbung. An den Wänden über ihm und an der Decke flackerten illuminierende Irrlichter, die grausige Bilder und Szenen beleuchteten. Überall lagen Knochen, Skelette, Teile von menschlichen und tierischen Körpern herum – unverdaute Reste. Denn diese Höhle war ohne Zweifel der Magen des Erdriesen. Wenige Meter über ihm grinste ein Totenschädel auf Väinämöinen herab. In dem Morast wimmelte es von Schlangen, riesigen Würmern, Schnecken, Molchen, Blutegeln und anderem ekligen Getier. Ratten schlüpfen zwischen seinen Füßen durch und stürzten sich auf den Kadaver eines mächtigen Ochsens, der langsam zu zerfallen schien. Ihre Zähne und Krallen verbissen sich in das verwesende Fleisch, bis sie selbst der Fäulnis anheimfielen und ihre kleinen Kadaver in der scheußlichen Lache landeten. Dem entsetzlichen, infernalisches Gestank, der aus dem Morast emporstieg, und dem Aasgeruch, der die ganze Höhle erfüllte, konnte Väinämöinen sich nur zeitweise entziehen, indem er mit seinem Zauberstab atmosphärische Hüllen aus der Oberwelt herbeizitierte, mit denen er sich umgab, wenn er weiter durch den Morast stapfte, der an ihm sog und ihn zu sich hinunterziehen wollte, geradeso, als sollte er von Vipunens Magensäften verdaut werden.

Aber Väinämöinen wußte sich zu wehren und gab sein Leben nicht so schnell auf. Vipunen hatte ihm seinen Zauberstab nicht entreißen und ihn auch nicht zerbeißen können. Jetzt diente er dem Zauberer dazu, dem Riesen klar zu machen, daß er, Väinämöinen, nicht verspeist werden könne, weil er schlechterdings unverdaulich sei. Mit jedem Schlag wich der zähe Morast, der sich nun an ihm hochschlängeln wollte, um ihn zu ergreifen und zu umfassen, wieder zurück. So schlug der Zauberer sich eine Schneise durch den Magen Vipunens, ein Massengrab von Menschen und Tieren, das er durchschreiten mußte,

um zu seinem Zauber, um zu Wissen und Macht zu gelangen. Wie von Ferne hörte er die dumpfe Stimme des Riesen. Sie tönte wie bitterer Grabgesang:

»Manches hab ich schon verschlungen, speiste Schaffleisch, speiste Ziege!

Hab auch Geltkuhfleisch gegessen, Eberfleisch hab ich genossen;
Niemals nahm ich etwas zu mir, das wie dieser Brocken schmeckte.«

Doch der alte Zauberer überlegte sogleich und kam zu der Einsicht, daß es wenig Sinn hatte, Trübsal zu blasen, wenn er erreichen wollte, was er sich zum Ziel gesetzt hatte. Es war seine feste Absicht, die Zauberformeln, die mit Vipunens Schlaf in der Erde begraben waren und schliefen, aus ihm herauszulocken, koste es, was es wolle, sie ihm mit Macht oder mit List zu entreißen.

Wie fing er das am besten an? Es würde nicht leicht sein, und daher mußte sich Väinämöinen für einen längeren Aufenthalt im Bauch des Riesen einrichten. Er fing damit an, daß er sich mit seinem maserschäftigen Messer und durch Einwirkung von Zauberwissen aus den Wurzeln einer mächtigen Tanne, die durch die Magenwand Vipunens eingedrungen waren, ein Gefährt schnitzte, das er an den Enden mit kräftigen Fasern zusammenband und mit zu klebriger Masse verrührtem Saft aus der Bauchspeicheldrüse verleihte. Zwei gerade und lange Holzscheite, oben zugespitzt, benutzte er als Ruder, eine Stange zum Staken, und los ging die Fahrt.

4.

Väinämöinen verließ in seinem Boot die schreckliche Grabkammer, den scheußlichen Totenpfuhl, in dem er hatte verdaut werden sollen, und fuhr, Zauberrunen singend, in den Mastdarm ein. Eine schwere braune Flut

wälzte sich ihm entgegen, stinkend und sein hölzernes Gefährt mit schmutzigweißen Schaumkronen überspülend. Gichtspritzer wie aus einer giftigen Kloake ätzten ihm die Augen; doch bevor die Jauche ganz überschwappte und Väinämöinen zurück in die Magenhöhle stieß, hatte der alte Magier sie mit einem Schlag seines Zauberstabs gebändigt und stakte sein Boot vorwärts wie auf einem träge dahinsickernden Abwässerkanal. Die schmutzige Brühe schlug Blasen; ab und zu tauchten merkwürdig verunstaltete Körper und Gegenstände auf, Knochen, Arme mit geballten Fäusten oder drohend gereckten Fingern, Gewölle, Mumien, Skelette, Olme, schuppige Ungeheuer mit Drachen- und Harpyienköpfen – einmal erkannte Väinämöinen deutlich einen Troll mit einem Elchgeweih. Alles strebte unaufhaltsam dem Ausgang zu, um für immer im Erdreich zu versinken und mit ihm einzuwerden. Doch nicht der Austritt in die Erde war Väinämöinens Ziel, sondern die Erforschung von Vipunens Eingeweiden, weil er hoffte, dort irgendwelche Anzeichen von Wissen – vielleicht magische Steine, Goldringe oder Bronze mit Zauberrunen, welche der Riese in seiner Einfalt verschluckt hatte – zu finden. So ruderte er langsam, glitt leise durch die Därme, von einem Ende zum andern; schaukelte sich durch jede Schlinge und wand sich durch jeden Winkel.

Einige Stunden lang schien für Väinämöinen in diesem Suchen und in der rastlosen Fahrt durch die Gedärme des Riesen die Zeit stillzustehen. Doch dann merkte er, wie Müdigkeit durch seine Glieder rann und sie schwerer werden ließ. Hunger und Durst begannen ihn zu quälen. Der ewige Rhythmus von Tag und Nacht, Wachen und Schlafen, Hunger und Sättigung, Essen und Verdauen hatte in der Bauchhöhle Vipunens kein auch nur vorübergehendes Ende gefunden. Väinämöinen säbelte sich von der Leber des Riesen ein paar große Stücke ab, briet sie über offenem Feuer, das er, sich der Zaubersprüche Ilma-

rinens bedienend, hatte entstehen lassen (Kohlenglut mitten auf einem Schneefeld zu erschaffen, war für diesen ein Leichtes), und verzehrte das schön geröstete Riesenfleisch mit großem Genuß. Dazu trank er selbstgebrauten Sud, den er aus der Lunge des Riesen herausgequetscht und besprochen hatte. Dann machte er aus dem Ärmel seines Kettenhemdes einen Windkanal, um die Glut anzufachen – denn es war kälter geworden –, und legte sich in einer Mulde zwischen Leber und Niere bequem zum Schlaf nieder. Es war die erste von vielen Nächten, die Väinämöinen in der Bauchhöhle Vipunens, des Weisenreichen, zubringen mußte.

Geweckt wurde er durch schlingernde Bewegungen in den Eingeweiden, wütendes Rumoren und das ferne Jammergeschrei des Riesen:

»Was wohl bist du für ein Bursche, was nur bist du für ein Mannsbild?
Hab verzehrt schon hundert Helden, tausend Männer schon verschlungen,
Niemand nahm ich sowas zu mir; Kohlen in den Mund mir kommen,
Glühnde Scheite auf die Zunge, in den Rachen Eisenschlacken.«

Der Riese schien sich in der Erde zu wälzen, denn das Innere seiner Bauchhöhle begann zu schwanken und wurde durch gewaltige Stöße von allen Seiten erschüttert. Auch die Stimme Vipunens wurde lauter und drang, mit Röcheln, Räuspern, Grunzen und Schniefen vermischt, aus unmittelbarer Nähe in Väinämöinens Ohren. Dem Wehgeschrei folgte eine der ärgsten und ausführlichsten Schimpfkanonaden, die jemals ein alter Riese auf einen alten Zauberer losgelassen hat. Vipunen nannte Väinämöinen Ungeheuer, Feind des Landes, gottgesandtes Siechtum, Rüpel, Hund des Hiisi, Flegel, Zauberübel, Unhold, Scheusal, Bärenhäuter, Erzschem, Saulümmel, Hundsfott, Galgenschwengel, Schoßhund Manas, Sohn einer rädigen Hündin, Hundesohn, Hosenscheißer,

Arschficker, verfressenes Schwein, Aasfliege, Mistkäfer, Pleitegeier, Grabschänder, Schmutzfink, Absudsäufer, Sudelsau, Abschaum der Menschheit und bedachte ihn noch mit einer Reihe weiterer klingvoller Namen. Dann erklärte er, nach der Herkunft des Zauberers forschen zu wollen und seiner guten Mutter, die er eben noch als rüddige Hündin bezeichnet hatte, Bescheid zu sagen, damit sie ihrem ungehorsamen Sohn eine Tracht Prügel verabreiche. Hier ließ den Riesen, dessen Leben so viele Erdzeitalter umfaßte, daß er in Menschenaltern nicht mehr denken konnte, offenbar seine gewohnte Kombinationsgabe im Stich. Denn Väinämöinen war selbst ein so alter Mann, daß seine Mutter sich allenfalls im Grabe herum-drehen konnte, wenn ihr dies zu Ohren gekommen wäre. Der Tenor der wortreichen Beschimpfungen lief darauf hinaus, Väinämöinen solle machen, daß er davonkomme, wie, ob zu Fuß, zu Pferd, auf Gleitskiern oder getragen von einem Windstoß, das sei ihm, Antero Vipunen, ganz egal. Nur verschwinden solle er, der Weichling und gierige Freßsack, und zwar sofort. Wenn es sein müsse, auf dem Rücken eines Furzes, seines – des Erdriesen – Furzes, der große Föhren stämmings umstürzen ließ und einen Sturm im schwarzen Strom des Tuoni entfachte. Und so endete die wortgewaltige Schimpfrede Vipunens:

»Solltest du nicht schnell verschwinden, mutterloser Hund, nicht laufen,
Hol ich mir vom Adler Fänge, von dem blutbegier'gen Greifer,
Von dem Vogel Beutezangen, von dem Falken scharfe Krallen,
Womit ich den Unhold packe, ewig bändige den Bösen,
Daß er kann den Kopf nicht regen, daß kein Atem ihm mehr aus-
strömt.
Lief doch einst der wahre Lempo, auch der Echtgeborne eilte,
Als die Stunde Gottes anbrach, als sich Gottes Hilfe aufat;
Und du Mutterloser läufst nicht, eilst nicht fort, du Ungeheuer?
Herrenloser Hund, verschwinde, pack dich, mutterloser Köter,
Mit dem Ausgang dieser Stunde, mit dem Ablauf dieses Mondes!«

Darauf antwortete Väinämöinen laut, doch mit vollkommener Gelassenheit:

»Herrlich ist es, hier zu hausen, wonnig ist es, hier zu weilen,
Leber ist als Brot zu brauchen, Bauchfett ist der Leber Beikost,
Lungen eignen sich zum Absud, Speck ist eine gute Speise.
Meinen Amboß will ich setzen tiefer in des Herzens Muskel,
Meinen Hammer härter drücken auch in noch viel schlimmere Stellen,
Daß du niemals kannst entkommen, lebenslang nicht mehr davonkommst,
Wenn ich nicht die Worte höre, wirkungsstarkes Wissen finde,
Nicht genügend Worte höre, Tausende von Zauberformeln;
Worte werden nicht verborgen, Sprüche fallen nicht in Spalten,
Zauber stürzt nicht in die Erdschlucht, wenn auch auberwieser gehen.«

So stritten sie miteinander, mehrere Tage und Nächte lang. Doch dann öffnete Vipunen, der Weisenreiche, seinen Mund, die Arche der Worte, stimmte an und ließ Lieder aufsteigen wie aus hölzerner Windlade. Zauberlieder aus der Zeiten Anfang, den die Menschen jetzt in diesen trüben Tagen nicht mehr fassen. Vipunen sang den Ursprung, wie er wurde, das Bannungswort in rechter Reihung; wie durch den Willen ihres Schöpfers, des Allmächtigen Erlaubnis aus sich selbst der Luftraum wurde, aus der Luft sich Wasser abschied, aus dem Wasser Erde aufstieg und auf der Erde Pflanzen wuchsen. Er sang, wie einst der Mond entstanden, wie Gott die Sonne einsetzte, die Stützen der Lüfte aufstellte und die Sterne am Himmel ausstreute. Vipunen, der Weisenreiche, sang und kündete sein Können. Niemals zuvor hatte man in dem langen Lauf der Zeiten einen besseren Zaubersänger gehört und gesehen. Seine Zunge setzte Zauber, wie das Füllen flink die Beine wirft, um schnell vorwärtszukommen.

Tag um Tag sang so der Riese die Lieder, sagte Nacht um Nacht die Sprüche. Da hielt die Sonne inne in ihrem Lauf, um dem Gesang zu lauschen; der Mond blieb gleichfalls stehen und hörte zu. Die Wogen standen mitten im Meer still, und Wellen versandeten am Seebuchende. Ströme hörten auf ins Meer zu stürzen. Rutja-Sturz und Vuoksi-Fall blieben stehen mitten in der Strömung. Die ganze Natur hielt den Atem an und bildete kleine und große Ohren, um dem Gesang Antero Vipunens zu lauschen.

5.

Auch Väinämöinen hielt den Atem an und lauschte verzückt. Dann aber war ihm, als ob der Gesang des Riesen niemals wieder aufhören würde und die Welt stillstehen und an ihm zugrunde gehen müßte, wenn er nicht etwas unternehmen könne, um ihn zu beenden. Er hatte sich zielstrebig zum Herzen Vipunens emporgearbeitet und beobachtete die furchteinflößenden Zuckungen des gewaltigen Schließmuskels und der ungeheuren Herzklappen, die sich noch immer bewegten, wenn auch nicht wie zu Lebzeiten des Riesen. Da traf ein feuriger Strahl sein rechtes Auge und zwang ihn, unvermittelt emporzublicken. Zwei weitere Strahlen trafen seine Augen und blendeten ihn beinahe. Väinämöinen erstarrte für einen Moment in fassungslosem Erstaunen, aber sein Herz schlug höher und überschlug sich in jubelnder Begeisterung. Endlich hatte er das lange vermißte, langgesuchte Geheimnis Vipunens entdeckt: die drei magischen Steine, herausgebrochen aus dem Sampo, dem bunten Deckel, der Säule des Kosmos. Hier steckten sie nun tief in den Herzkammern des Riesen und glühten im Innern wie kostbare Topase. Doch es war Sternenfeuer, Licht vom Arkturus, vom Polarstern und vom Großen Bären, das

ihre Farben – blau, rot, gelb – neutralisierte und ineinander verschmolz, das pulsierende Lichtwellen, Strahlen von zauberkräftiger Wirkung und magnetischer Kraft ausandte. Diese Kraft hatte Vipunen, den Weisenreichen, künstlich am Leben erhalten und ihm Zaubermacht verliehen. Verlor er sie, würde er aufhören zu singen, mußte er sterben. Väinämöinen machte sich ans Werk. Mit Hammer und Meißel schlug er die Steine aus der Herzwand des Riesen, mit der sie fast verwachsen waren. Schon bei den ersten Hammerschlägen begann Vipunen zu stöhnen, dann folgte ein dumpfes Brüllen, begleitet von furchtbaren Zuckungen und Schleuderbewegungen des gewaltigen Rumpfes.

Als Väinämöinen die Steine aus ihrem Gefängnis befreit und schnell in seinem Rucksack verstaut hatte, riß ihn ein ungeheurer Sog durch die Gedärme, den Magen und die Speiseröhre zurück in den Rachen des Riesen, den dieser mehrere Klafter weit aufsperrte. »O du Sohn einer rüudigen Hündin, ich sterbe ... sterbe ... sterbe ...«, hörte der Zauberer noch, bevor er hart auf der Erde aufschlug. Dann sank der Riese unter schrecklichem Ächzen und Stöhnen, die die Ebene meilenweit erschütterten, tiefer in den Abgrund, in dem er gelegen hatte, ohne auch nur die geringste Spur zu hinterlassen. Der Prozeß der Verwesung, der Jahrtausende aufgehalten worden war, schien jetzt im Bruchteil einer Sekunde abgeschlossen zu sein. Wahrscheinlich lagen die Gebeine des Riesen schon tief im Erdinnern, und Väinämöinen stand auf einem Hügel, der nicht anders aussah wie viele andere in der weiten Ebene vor ihm. Während der alte Zauberwisser über das Erlebte nachsann und dachte, daß er dem Erdriesen zum endgültigen Todesschlaf verholfen und gleichzeitig das Land von einer üblen Plage befreit habe, hörte er ein vertrautes Geräusch, ein Schwirren und Pfeifen über seinem Kopf, und spürte gleich darauf ein Kratzen auf seiner lin-

ken Schulter. Hirku, der in der Augenhöhle Vipunens nistete, hatte, bevor der Riese in die Tiefe sank, seinen Nistplatz verlassen, um sein Leben zu retten, und sah den Zauberer mit seinen unergründlichen goldenen Augen flehend an. Dann sang er, sang wieder wie bei ihrer ersten Begegnung. Väinämöinen streichelte das Tierchen und sagte: »Mein kleiner Freund und Führer ins Reich der Toten, jetzt wirst du bei mir bleiben und mich ins Reich der Lebenden begleiten.« Lange wanderten die beiden über die Ebenen Kalevas, bis sie vor Ilmarinens rauchender Hütte standen. »Diese Steine sind mehr wert als ein paar Zaubersprüche, denn in sie ist das ganze Zauberverwissen Vipunens gebannt«, sagte der Schmied und lud Väinämöinen, der müde von der langen Wanderung war, zum Sitzen und zu einem frischen Trunk Bier ein. »Doch frage ich dich: Wie sind sie in die Eingeweide des Riesen gekommen?«

»Irgendein Räuber oder Strauchritter des Nordlandes muß sie aus dem Sampo herausgebrochen haben. Er fand sein verdientes Grab im Magen des Riesen«, meinte Väinämöinen und trank einen kräftigen Schluck aus dem Zinnkrug. »Viel wichtiger ist, wann und wie wir sie zurückbringen. Wir sollten nicht mehr allzulange damit warten.« Väinämöinen ging in seinen eigenen Hof, holte Holz und Metall aus dem Geräteschuppen und begann mit dem Bau seines Bootes. Er fügte den Bord ein, paßte den Achterstesven an, richtete das Bugholz empor und machte so das Fahrzeug fertig, ohne einen Schlag mit dem Beil zu tun und Holz in Spänen zu vergeuden. Hirku saß auf einem Dachsparren und sah seinem Freund, dem alten Zauberer, neugierig bei der Arbeit zu.

Zuletzt setzte Väinämöinen die drei Samposteine neben- und übereinander – in Form eines Dreiecks – in den Achterstev ein. Sie sollten das Boot mit ihrer magischen Kraft vorantreiben und in die richtige Richtung lenken. Nun endlich konnte die Fahrt nach Pohjola beginnen.

Der goldene Käfig (1995)

Dietrich Wachlers dritter großer Roman, »Der goldene Käfig«, spielt in seiner Heimatstadt Münster. In diesem Buch hat er sich selbst, wie unschwer zu erkennen ist, als Staatsarchivar und Stadtschreiber Jakob Schomerus ein Denkmal gesetzt. Ganz unverschlüsselt tritt außerdem sein Doktorvater, der Soziologieprofessor Helmut Schelsky, im hier als Textbeispiel ausgewählten Anfangsteil der Handlung auf.

Fiktiv ist hingegen der im – leicht gekürzten – zweiten Kapitel auftretende Professor Jan Swammerdam, der zusammen mit seinem dämonischen Assistenten Dr. Rothmann nicht nur einen robotischen Homunkulus erschaffen, sondern zudem auch ein – übrigens nie näher beschriebenes – Experiment durchgeführt hat, durch das die Hauptpersonen der Handlung plötzlich auf drei Zeitebenen zugleich existieren: nämlich im Münster der Wiedertäuferzeit (1530-1535), im Münster der Gegenwart von 1995 und in einem Münster der Zukunft, das als »Glasstadt« unter die Erde versetzt worden ist. Parallel zu den Abenteuern der Hauptpersonen auf diesen drei miteinander verknüpften Zeitebenen wird außerdem die Geschichte des im zweiten Kapitel auftretenden Homunkulus weiter erzählt, dem es inzwischen gelungen ist, sich aus seinem Käfig zu befreien.

1.

Warum er eine solche Menge einseitig beschriebenen oder bedruckten Papiers aufhob und nur gelegentlich in kleinen Stößen vernichtete, das zu begründen, ergäbe eine lange Geschichte, die ich dem Leser ersparen möchte. Nur so viel: Er träumte seit vielen Jahren, während sich das Papier in seinem Büro und in seinem Schreibtisch zu Hause aufhäufte, mit dem Schreiben eines Buchs anzufangen, eines Buchs, das in die Schlagzeilen geraten sollte, eines Buchs der Bücher sozusagen, eines Buchs wie die »Ilias«,

»Die Abenteuer des Gargantua und Pantagruel«, »Moby Dick« oder »Ulysses«. Er träumte Tag und Nacht von diesem Buch, das ihn berühmt machen würde, aber er träumte eben nur davon. Er machte im Kopf immer neue Entwürfe, konnte sich aber noch nicht einmal für einen bestimmten Gegenstand entscheiden. Kaum hatte er ein neues Sujet gefunden, verwarf er es wieder. Keines erschien ihm gut und würdig genug. Schließlich verlor er den Mut und wagte nicht einmal mehr, irgendwelche Entwürfe zu machen. Er bekam Angst und wagte es kaum noch, an die ursprüngliche Idee zu denken, ein Buch zu schreiben. Er dachte an die Berge unbeschriebenen Papiers, auf die das Manuskript hätte geschrieben werden müssen, dachte daran, wieviel Zeit bereits vergangen war und noch vergehen würde, ehe irgend etwas geschah und er einen Anfang machen würde. Seine Angst steigerte sich schließlich zur Monomanie, einen Bleistift oder einen Kugelschreiber anzufassen, um wenigstens ein paar Worte, die ihm durch den Kopf gingen, aufzuschreiben; Worte, die den Anfang oder irgendein Detail des Romans, den zu schreiben er sich in den Kopf gesetzt hatte, hätten bilden können.

Aber er hatte ja noch Bianca, seine alte Reiseschreibmaschine, einen Kleincomputer, den er immerfort Graphiken entwerfen und Zahlensysteme im EBCDI-Code umrechnen ließ – was auf die Dauer ziemlich langweilig wurde –, und ein uraltes Tonbandgerät, durch dessen geheimnisvolles und fast jedes andere Geräusch überdeckendes Rauschen gelegentlich Worte von Gedichten hörbar wurden, die er vor Jahren auf Band gesprochen hatte. Besonders und immer wieder Gedichte von Morgenstern. Der Zwölf-Elf kam auf sein Problem und löste es, indem er sich von nun an Dreiundzwanzig nannte. Sein Lieblingsgedicht war »Fisches Nachtgesang«. Man brauchte es nicht zu sprechen, ja nicht einmal zu hauchen, sondern nur mit den Lippen zu formen und konnte nie feststellen,

in welcher Tiefe der rauschenden Strömung es hängengeblieben war. Doch er täuschte sich, täuschte sich bewußt und unbewußt, denn die Lösung seines Problems lag – anders als beim Zwölf-Elf – weder in technischen Spielereien, im fortgesetzten Auffinden neuer Tautologien noch in kreisender Metaphysik. Auch das Hören von Musik half ihm nicht weiter. Vierundzwanzig Stunden Musik von John Cage. Streichquartett. Tagebücher. Deine Bohnen gegen meine Bienen. Mitten im Fluß scheint die Zeit stillzustehen wie in »Finnegans Wake«. Indische Mystik, WC-Spülgeräusche und der Kölner Hauptbahnhof. Nein, das alles half ihm nicht. Er durfte nicht meditieren, sondern mußte den gordischen Knoten seiner eigenen Gedanken durchhauen. Hie Rhodus, hie salta! Wolfram von Eschenbach – beginne!

Der Archivar Dr. Jakob Schomerus seufzte einmal, dann ein zweites Mal tief auf, erhob sich ein wenig aus seinem braunen Ledersessel, in dem er sich während seiner Meditationen bequem zurückgelehnt hatte, und griff nach einem Glas Wein auf dem kleinen schwarzen Nierentisch vor ihm. Er verrieb mit den Fingern einen der Ringe von den auf der blankpolierten Platte abgestellten Tassen und Gläsern, schlürfte begierig und schlug die Beine übereinander. Der Stadtrat hatte ihn für dieses Jahr von seinen Amtspflichten befreit und ihn zum Stadtschreiber von Münster ernannt, mit der Auflage, nun – eben dieses Buch zu schreiben, dessen Handlung – wenigstens zu einem Teil – in der ehemaligen Provinzhauptstadt von Westfalen spielen sollte. Er konnte sich das übrigens gut vorstellen, und als Szenarium erschienen ihm die alten Gassen und Straßen der Innenstadt, die von einer Promenade, dem ehemaligen Stadtwall, umgeben waren, absolut geeignet. Nur die Handlung selbst – das Aufrollen eines roten Fadens – bereitete ihm Schwierigkeiten, weil das Leben in dieser Stadt ohne Aufregungen und Sensationen war, weil es gemächlich und ohne drängende Aktivität dahinfloß,

beinahe vor sich hin sickerte, wie seine schmale Lebensader, das Fließchen Aa, das im Sommer bis auf ein spärliches Rinnsal manchmal beinahe ganz versickerte.

In tiefes Nachdenken versunken, schreckte er auf. Hatte er in seinem Dachzimmer ein Geräusch gehört oder hatte er nur geträumt? Es schien von weither zu kommen, ein Surren, hoch durchzogen von pfeifenden, kreisenden Obertönen, die den Laut auseinander und in die Länge zerrten. Das Geräusch war weder laut noch leise, aber es schrillte beharrlich in seinen Ohren, hämmerte mit sanfter Eindringlichkeit gegen seine Trommelfelle. Er drehte sich um. Hinter ihm – auf einem kleinen Abstell-tisch – stand sein blaues Telefon. Mein Gott, warum bin ich nicht eher daraufgekommen, daß es das Telefon war, dachte er erschrocken, aber es hatte zuerst ganz anders geklungen, so, als ob es von draußen kam. Aber jetzt – ja, jetzt ist es ganz deutlich, gar nicht zu überhören, es klingt tatsächlich wie ...

Er hob den Hörer ab und preßte die Muschel an sein rechtes Ohr. Nichts. Vollkommene Stille, grundiert und von ferne eingehüllt, eingefaßt, überwölbt von einem unfaßbaren Geräusch, das wie Meeresrauschen klang. Aber er hörte immer noch nichts, immer noch nicht Klares, Bestimmtes, vor allem keine menschliche Stimme, die einen Anruf gerechtfertigt hätte. Niemand meldete sich.

»Hallo!« sagte Schomerus laut in die lastende Stille hinein. »Ist dort jemand?«

Langsam stieg ein spitzer hoher Ton aus der Tiefe des rauschenden Ozeans empor und stach dem beunruhigt aufhorchenden Archivar wie der einer Trompete in die Ohren. »Hallo! Wer spricht dort?«

Stille und dann Aufruhr. Brodeln, Knacken im Hörer. Hundert verschiedene Stimmen und Geräusche, die gleichzeitig durcheinanderschrien, rasten, rumorten. Wiederum der Ton einer Trompete, der in ein Geschmetter

von Instrumenten aus anderen – älteren – Zeiten überzugehen schien. Die Trompete wurde zur Drommete. Das Knistern in der Hörmuschel wurde von Stimmen durchdrungen und löste sich auf in ein Wispern von Fiselstimmen, bis auch diese verstummten und eine männliche Stimme in nahezu normaler Lage und Lautstärke – nunmehr umgeben vom Knacken und Rauschen in einer Leitung, die nicht mehr aus der Tiefe der Zeit zu kommen schien – mit den Worten antwortete: »Hier spricht der König der letzten Tage.«

2.

(...) Die kleine Gesellschaft, die sich am heutigen Abend zu ihrem monatlichen Stammtisch im »Kiepenkerl« zusammengefunden hatte, bestand aus einigen Damen und Herren des mittleren Bürgerstandes der Provinzhauptstadt, vor allem aus Angehörigen der Universität, des Staatsarchivs, des Landesmuseums und des Landesdenkmalamts. Neben den schon erwähnten [Oberbibliotheksrat Dr. Albert Ernestus, Staatsarchivar Jakob Schomerus und Professor Jan Swammerdam] waren dabei der Kustos Armin Drosselmeyer mit der mächtigen Stirnglatze und wehender Tonsur, Frau Dr. Frauke Steffens, die Leiterin der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek, Professor Friedrich Georg Kaltwasser, der Direktor der gesamten vorgenannten Institution, die zugleich Landesbibliothek war und in der neben einheimischer auch niederländische und lateinamerikanische Literatur gesammelt wurde, sowie – last not least – neben weiteren höhergestellten Persönlichkeiten, die vielleicht noch im weiteren Verlauf der Erzählung Erwähnung finden werden, der bekannte Soziologieprofessor Dr. Helmut Schelsky, der hin und wieder durch radikale politische Äußerungen in der Tagespresse Aufsehen erregte.

Man saß gemütlich zusammen an einem breiten hölzernen Ecktisch im schräg überwölbten Winkel jener bekannten Münsteraner Bierkneipe, die ihren Namen nach dem Kerl mit der Kiepe auf dem Rücken erhielt, dem gußeisernen Standbild eines Bauern, wie er im Mittelalter seine Ware – Korn, Früchte, Kartoffeln, Mais, Eier und Gemüse – wohl zum Markt im alten »Monasterium« getragen hatte. Das Bier und der Wein schäumten in den Krügen und Gläsern. Kerzenlicht flackerte, und in der Mitte des Raums knisterte ein kleines Kaminfeuer, das Abendstimmung und Atmosphäre verbreitete und das gemütliche Beisammensein noch gemütlicher machte. Auch wenn die Diskussion – wie jetzt – erregt und kontrovers zu werden und manchmal sogar auszufern drohte, wurde das Gespräch im Laufe des Abends vertrauter, die Atmosphäre intimer, und man rückte näher zusammen, um miteinander anzustoßen und sich Anekdoten und eigene Erlebnisse zu erzählen.

»Aber meine Herren«, ließ sich nach einer kurzen Denkpause und mit einer höflichen Neigung des Kopfes zur einzigen Dame der Tischrunde hin jetzt Professor Schelsky vernehmen. »Ist das denn nicht ein Streit um des Kaisers Bart? Was bedeutet das schon, ob diese oder jene Phänomene wirklich existieren? Gibt es irgendein Axiom, das wir leugnen können, nachdem wir es einmal zum Ausgangspunkt unseres Denkens oder zur Maxime unseres Handelns gemacht haben? Gibt es überhaupt irgendeine Erscheinung innerhalb unseres Wahrnehmungsvermögens, die wir nicht selbst erschaffen haben? Kant und Hegel, auch Marx und Nietzsche würden das entschieden leugnen. Und wer hatte recht, der törichte Bauer, der glaubte, ins Fegefeuer zu müssen, oder der eitle Abt, der ihn dazu überredete und in ein dunkles Kellerloch sperrte, um sich mittlerweile mit seiner hübschen Frau amüsieren zu können? Haben nicht beide den Glauben des anderen

mißbraucht, ohne an der Wirklichkeit etwas zu ändern? Sie kennen die alte Geschichte aus dem Dekameron ...«

»Ich finde diese Geschichte höchst amüsan, lieber Professor«, unterbrach ihn Schomerus, »aber ich würde sie nicht erkenntnistheoretisch interpretieren. Weder Boccaccio noch Kant können uns helfen, wenn es darum geht, Erklärungen für *naturwissenschaftliche* Phänomene zu finden, zum Beispiel für dieses hier ...«

Der Archivrat legte seinen Mittelfinger auf den Rand eines Weinglases und begann ihn zu reiben – in gleichmäßig kreisender Bewegung. Sogleich hob ein mehrstimmiges, feines Singen und Klingen auf dem Tisch an, das nach einem allmählichen Crescendo in ein ebenso feines Klirren überging, sobald der Finger einmal in der Bewegung innehielt. Die Mitglieder der Tischrunde lauschten atemlos und überrascht. Professor Swammerdam ließ einen Ausruf des Entzückens hören und klatschte begeistert Beifall.

»Eine geglückte Demonstration, mein Freund!« rief er laut. »Wirklich ausgezeichnet, exorbitant! Und ein Beweis dafür, daß ich recht habe. Oder nein? Für dieses Phänomen gibt es sicher eine ganz einfache Erklärung aus dem Sektor der akustischen Luftschwingungen. Sie pflanzen sich fort, sie umkreisen einander und bilden diese eigenartig schönen Klänge. Übrigens, gehe ich fehl in der Annahme, daß Sie musikalisch sind?«

»Ich bin nicht besonders musikalisch«, antwortete der Archivar lächelnd. »Aber ich verfüge über eine gewisse Sensibilität und Empfänglichkeit für Klangfarben. Und ich höre viel Musik, besonders die um die Wende des vorigen Jahrhunderts. Beim späten Skriabin zum Beispiel gibt es Klänge, die ein mystisches Empfinden ausdrücken und zugleich große Verwandtschaft mit akustischen Naturerscheinungen haben.«

»Aber auch bei Debussy und Sibelius, von Messiaen ganz zu schweigen«, fiel der für sein leidenschaftliches

Musikinteresse bekannte Kustos Drosselmeyer ein. »Denken Sie an die Vierte Symphonie und ›Tapiola‹ von Sibelius oder ›Le martyre de Saint Sebastian‹ von Debussy!«

»Bei Sibelius ist die Musik manchmal selbst ein akustisches Urphänomen, ganz elementarer Klang wie Wald, Wind und Meer«, bestätigte Schomerus.

»Bitte verschonen Sie mich damit und fangen Sie jetzt nicht auch noch mit Messiaens Vogelstimmen an!« rief Professor Schelsky mit gespielter Verzweiflung. »Ich bin nämlich leider völlig unmusikalisch und kann nichts von alledem, was Sie hier behaupten, wirklich nachvollziehen.«

»Gut, dann gehen wir eben wieder zur sichtbaren Welt über, zu Gegenständen, die wir mit bloßem Auge – wenigstens zum größeren Teil – wahrnehmen können«, griff Swammerdam den ihm von dem zornigen Soziologen zugeworfenen Faden auf. »Sehen Sie einmal, was ich hier habe!«

Er zog einen kleinen glänzenden Gegenstand aus seiner linken Jackentasche und stellte ihn so auf den Tisch, daß alle ihn sehen konnten. Der Gegenstand war etwa so groß wie eine Streichholzschachtel, unten eckig, oben rund und stand hochkant auf der Tischplatte. Er sah aus wie ein kleiner Käfig, in dem man Insekten – zum Beispiel Flöhe oder Zikaden – gefangenhält. Ein Miniaturschloß unter einem winzigen Hebel schien darauf hinzudeuten, daß man den Käfig öffnen konnte, wenn man – nun ja, wenn man den Schlüssel dazu hatte. Aber statt ihn zu öffnen, bewegte der Astronom eine kleine Laserpinzette, die er einem Etui aus seiner anderen Tasche entnommen hatte, langsam vor dem Käfig hin und her, als suche er etwas darin. Sofort überzogen sich die winzigen Gitterstäbe mit einem goldenen Glanz. Der ganze Käfig begann zu leuchten, und zwar von innen heraus, obgleich es doch eher so schien, als sei das goldene Licht zuerst von außen

oder oben über ihn ausgeschüttet worden. Zugleich nahmen die erstaunten Betrachter eine Bewegung im Innern des Käfigs wahr – irgend etwas hüpfte zwischen den glitzernden Gitterstäben hin und her, sprang auf und ab; dann verbarg es sich in einer Ecke, zog sich auf dem Boden zusammen und schien für einen Augenblick unsichtbar geworden zu sein.

Was es war, das sich da auf so seltsame Weise hin und her bewegte und dann plötzlich verschwand, konnte man allerdings selbst bei näherem Hinsehen nicht genau erkennen. War es ein Ding oder gar ein Lebewesen? Wieder bewegte Swammerdam seine Pinzette hin und her und schob sie dabei vorsichtig näher an den Käfig heran. In dem Augenblick aber, in dem er einen der Gitterstäbe berührte, ertönte ein winziger Aufschrei, stechend wie die Spitze einer Nadel. Zugleich wurde eine Gestalt zwischen den Stäben sichtbar – ein Wesen, das nicht ganz die Größe eines menschlichen Daumens hatte und eine Krone auf dem Kopf trug.

»Halt! Lassen Sie es nicht wieder verschwinden! Was ist das? Was haben Sie da gemacht?« riefen alle aufgeregt durcheinander. Man sah übrigens jetzt, daß das Instrument, das Swammerdam in der Hand hielt, nicht selbst die Gitterstäbe berührte, sondern sie mit feinen Laserstrahlen beschuß, die offenbar eine elektromagnetische Wirkung hatten und die kleine Puppe in ihrem Gefängnis hin und her tanzen ließen.

»Ich habe den Käfig elektrisch aufgeladen und damit die Figur in seinem Innern systematisch hin und her bewegt. Ich habe sie gewissermaßen erst zum Leben erweckt, denn sie war vorher nichts als ein Stückchen Platin, in das allerdings ein komplizierter Mikroempfänger mit winzigen Antennen eingebaut ist. Und der wiederum ist mit verschiedenen Sendern verbunden. Er ist ein technisches Medium, das Botschaften übermitteln kann. Aber wenn

Sie Einzelheiten wissen wollen, müssen Sie meinen Mitarbeiter fragen, der das ganze Gebilde angeblich in seinem Labor konstruiert hat.«

»Konstruiert? Zu welchem Zweck denn?« fragte Ernestus zweifelnd, zog die Augenbrauen hoch und wendete seinen Hals unruhig hin und her. »Sie bestärken wieder einmal meinen Verdacht, lieber Professor, daß es sich hier wie so oft um Scharlatanerie, um Mystifikation, um wissenschaftlichen Humbug handelt, um irgendeine sinnlose technische Spielerei, die ...«

Er hielt inne und riß erstaunt die Augen auf. Alle sahen plötzlich, daß die Figur sich wieder zu bewegen begann, diesmal, ohne daß Swammerdam sie mit seiner Laserpistole dazu zwang. Der kleine Roboter – was immer er wirklich war oder darstellen mochte – riß die Arme hoch, sprang bis an die Decke des Käfigs, kam dann nach vorne, rüttelte an den Gitterstäben und trat mit den Füßen gegen sie. Dabei schien es, als ob seine Gesichtszüge sich verzerrten und einen verzweifelten Ausdruck annähmen. Offenbar wollte er mit aller Gewalt aus seinem Gefängnis heraus. Und er ließ wieder kleine gellende Schreie hören. Sie klangen jetzt wie das Pfeifen und Quietschen einer Maus, die in der Falle sitzt.

»Das soll ein technisches Medium, ein Ding aus Platin sein?« rief jetzt Professor Schelsky empört. »Aber es bewegt sich wie ein Lebewesen, gibt Schmerzensschreie von sich und will offensichtlich heraus aus seinem Gefängnis, in das man es gesperrt hat. Haben Sie dafür eine Erklärung? Es ist ein kleiner König, die Abkürzung eines Königs, des ...«

»... Königs der letzten Tage, des Jan van Leyden, und der Käfig ist eine genaue Nachbildung des obersten der drei Wiedertäuferkäfige, die an der Lambertikirche aufgehängt sind«, ergänzte Jakob Schomerus zu aller großem Erstaunen. »Ich weiß zwar nicht, wie es kommt und was

dahintersteckt. Aber ich bin ganz sicher, daß es dieser König und dieser Käfig sind.«

Inzwischen hatte die Platinpuppe aufgehört, die Gitterstäbe zu bearbeiten, und sich in eine dunkle Ecke des Käfigs zurückgezogen, der nun nicht mehr golden leuchtete, sondern grau und unscheinbar aussah. Das Wesen schien wieder unsichtbar geworden zu sein, wenn man von einem winzigen Lichtfunken absah, der aber mit bloßem Auge kaum zu erkennen war.

Es war spät geworden. Die meisten Gäste waren schon gegangen. Auch in unserer streitbaren und um die Erkenntnis der rechten Wahrheit ringenden Runde drängte man zum Aufbruch. Schomerus und Schelsky zahlten als letzte, streiften ihre Jacketts über und gingen in den lauen Sommerabend hinaus. Der Sternenhimmel war klar, kaum ein Lüftchen regte sich. Die beiden kannten sich schon lange und waren trotz häufiger Meinungsverschiedenheiten und des großen Altersunterschieds gute Freunde geworden. Schomerus hätte der Sohn des Professors sein können und war tatsächlich eine Weile sein Schüler auf der Universität gewesen. Während sie nun gemächlich über den Prinzipalmarkt – Münsters »gute Stube« – schlenderten und gerade nach rechts in die Salzstraße abbiegen wollten, blickte der Archivar unwillkürlich empor – zum großen Fenster im Turm der Lambertikirche, vor dem jene drei schwarzen Käfige hingen, in denen man drei der Münsteraner Wiedertäufer eingesperrt und vor ihrer Hinrichtung öffentlich gezeigt hatte, die das »Reich Gottes auf Erden« errichten wollten. Jakob Schomerus erschrak und zeigte mit der Hand nach oben, während ihr der Blick des Professors folgte. Das große Kirchenfenster war hell erleuchtet. Aber irgend etwas war anders als sonst. Es fehlte etwas. Lehrer und Schüler sahen sich immer wieder erschrocken und ratlos an, als könnten sie ihren Augen nicht trauen. Die Stelle, an der sonst der

oberste Käfig – der des Königs der letzten Tage – gehan-
gen hatte, war leer.

Erzählungen

Das Paar

Herr W. und Herr M. gingen auf einer unsicheren Diagonalen, die niemanden und nichts miteinander verband, über die Straße. Es gibt keinen Zeitpunkt für ihr Erscheinen und ebensowenig einen für ihr Verschwinden. Sie besaßen die Unverfrorenheit, ohne weiteres dazusein und sich darin von niemandem stören zu lassen. Niemand wagte sie anzusprechen. Sie schwebten und schlenderten. Sie gingen unangefochten über die Straße, an der die größten und reichsten Häuser der Stadt standen. Fußgänger wurden durch keinerlei Fahrverkehr behindert.

Es gelang mir, den beiden in einiger Entfernung unbemerkt zu folgen. Herr W. war lang und dünn, trug einen hellen Sommeranzug, ließ in seiner linken Hand lässig ein Paar Lederhandschuhe baumeln und markierte offensichtlich den vornehmen Dandy. Herr M. war wesentlich kleiner und im Verhältnis zu Herrn W. untersetzt. Er bewegte sich, wahrscheinlich eingeschüchtert durch die Sicherheit der Bewegungen seines Begleiters, unbeholfen und linkisch, konnte aber flink und gewandt sein, wenn die Umstände es erforderten. Sein Anzug war dunkelgrau.

Während sie sich einem Schaufenster näherten, lachte Herr W. mehrere Male laut und zeigte bei jedem Lachen mit den Händen in eine andere Richtung. Zugleich blickte er auf Herrn M. herab und fletschte dabei die Zähne, zwischen denen er die Luft einzog und die Zunge spielen ließ, als habe er Hunger. Herr M. schien diesen Blick aber nicht zu bemerken oder ihm jedenfalls auszuweichen, denn er sah immerfort nur vor sich hin. Manchmal blickte er jedoch ganz schnell und scheu zu seinem größeren Partner hinüber. Seine Lippen, die in ständiger Bewegung waren, ließen von Zeit zu Zeit zwei Paar lange

und spitze Schneidezähne sehen. Herr W. gab dauernd an. Er benahm sich wie eine Art großer Bruder von Herrn M., schüchternete ihn fortwährend durch große Gebärden ein und klopfte ihm dazwischen aufmunternd auf die Schultern.

Während sie dicht an dem Schaufenster vorbeigingen, kam einige Meter neben ihnen ein Herr näher, der auffallende Ähnlichkeit mit Herrn M. hatte. Er war von gleicher Gestalt, hatte die gleichen kurzen und dünnen Beinchen und trug einen Anzug von gleicher Farbe. Herr W. zeigte mit dem Finger auf ihn, stieß Herrn M. an und schien, als dieser sein Double auch bemerkt hatte, sich vor Lachen ausschütten zu wollen. Er blieb stehen und bog sich am ganzen Körper, schüttelte sich, zeigte mit der einen Hand auf Herrn M., mit der anderen auf den Fremden und konnte sich eine Weile überhaupt nicht beruhigen. Herrn M. schien das alles mehr zu ängstigen als zu erheitern. Er sagte gar nichts und blickte auch nicht mehr zu Herrn W. herüber.

Herr W. erinnerte mich an ein zahmes, aber bösesartiges Wiesel, das mir, dem Sohn eines Försters und Tiernarren, in früher Kindheit einmal gehört hatte. Es war uns eines Tages davongelaufen, und wir waren froh darüber gewesen, denn es tyrannisierte uns alle. Es hatte sich die größten Späße erlaubt, zupfte mich häufig hinten an der Kleidung und sprang mir nachts auf den Kopf. Mit der Zeit zerbiß und zerriß es unsere Gardinen, Vorhänge und Sofadecken und zernagte einen Teppich nach dem anderen. Wenn man es aber anrühren wollte, schrie es, fletschte die Zähne und richtete sich in Abwehrstellung mit gesträubtem Fell und schlagfertig erhobenen Pfoten auf.

Ich weiß nicht, ob Herr W. das entsprungene Wiesel war. Jedenfalls, ein Wiesel war er, dessen bin ich sicher, und ich mußte ihm folgen, um Genaueres zu erfahren und womöglich einen Überfall auf Herrn M. zu verhindern. Denn daß Herr M. eine Maus war, war mir inzwischen

ebenfalls klar geworden und bedeutete, daß er sehr leicht die Beute des blutgierigen Herrn W. werden konnte.

Ich verließ nun mit den beiden – immer in der gehörigen Entfernung – die Geschäftsstraße und ging quer über den großen Dreiecksplatz auf ein Gartenlokal zu, das die Vorübergehenden zum Sitzen und Betrachten, um diese Tageszeit aber vor allem zum Essen und Trinken einlud. Das Paar hatte sich an einen der leer stehenden Tische gesetzt und beim sofort sich nähernden Ober bestellt. Ich beschloß abzuwarten, bis das Bestellte kam, um dann womöglich zu verhindern, daß Herr W. statt des Bestellten Herrn M. verzehrte. Der Ober kam nach kurzer Zeit mit zwei Tablettts wieder und servierte für Herrn W. zwei Flaschen Bier und kleine dunkelbraune Koteletts, für Herrn M. einen Topf mit Graupengrütze. Herr W. band sich mit großer, schwungvoller Gebärde seine Serviette um, schlug Herrn M. auf die Schulter, daß dessen Kopf beinahe in seiner Graupengrütze verschwand, nahm einen Schluck Bier (Herr M. hatte in seiner Bescheidenheit nichts zu trinken bestellt), zerschnitt mit Messer und Gabel das erste Kotelett von mindestens sechs, die er noch zu verspeisen gedachte, und kostete mit geschlossenen Augen.

»Ah!« rief er und ließ die Zunge zwischen den Zähnen spielen. »Das schmeckt wirklich!« Herr M. blickte ganz ängstlich auf seinen Teller. Er hatte noch keinen Bissen angerührt und schien nur auf den nächsten Schlag auf die Schulter zu warten. »Das gibt es eben nur einmal auf der Welt: Mäusekoteletts!« sagte Herr W. und kaute mit vollen Backen. Herr M. sagte nichts. Er saß ganz bewegungslos, während seine Lippen sich immer schneller und nervöser bewegten und seine spitze Nase zitterte. Hastig nahm er ein paar ganz kleine Bissen zu sich und machte ein Gesicht, als ob sich die Bissen in seinem Magen umdrehten.

Ein König ohne Gefolge

Erste Kombination: BALLON UND MEERES-STRAND

Der dort muß es gewesen sein. An dem großen Versicherungsgebäude der vereinigten Iduna-Germania sah ich ihn vorbeischwänzeln: den kleinen Versicherungsangestellten, der stets davon träumte, sich eines Tages in einen Haifisch zu verwandeln.

Sein täglicher Dienst ist derzeit der Vermarktung eines Versicherungsgebräus gewidmet, zu dessen Genuß man aufgefordert wird, nachdem man gegen die Folgen versichert wurde.

Seht, das fremde Staunen weicht platter Verwunderung. Und die Verwandlung vollzieht sich ruckweise in kleinen unregelmäßigen Stromstößen. Einst schwamm er in einem riesigen Bottich mit obergärigem Germania-Bier. Jetzt ist daraus ein Ozean geworden.

Nein, er hat die Hoffnung niemals aufgegeben. Aber ihr wißt nicht, wie empfindlich dieser Traum ist, wie wenig geschützt. Seine Haut, dünn und elastisch wie die eines Luftballons oder einer Schwimmblase, ist mit der Zeit schadhaft geworden und fängt an, durchlässig zu werden für Wasser und Luft, für Gase und Gerüche des Lebens, das ihn umgibt.

Seht, wie er das feste Land betritt und langsam, um sich im Gebrauch der Beine zu üben, den Strand hinaufklettert. Vor ihm hockt eine flügelahme Krähe, die den Kopf hängen läßt und kaum eine Feder zu seinem Empfang lüpfte. Dafür flattern fröhlich und siegesgewiß die Wimpel der vereinigten Iduna-Germania über einem Strandhotel im Wind.

Den Zipfel der Traumhaut zwischen den Zähnen, bläst er wieder und wieder mit aller Kraft in das Ventil.

Ein Stückchen Traum und Wirklichkeit blähen sich im Aufwind und fliegen von ihm fort.

Seht, sein schieferfarbener Anzug und seine Haare tropfen noch, aber die Sonne, die hier glühend brennt, wird sie im Handumdrehen trocknen.

So prall und in so runder glücklicher Fülle vereint sieht er sie niemals wieder. Und doch rennt er der alten runzeligen Ballonhaut nach, wo sie auch niedergeht. In welchem Gebüsch immer sie sich verbirgt, er steckt sie stets für einen neuen Versuch in die Tasche.

Zweite Kombination: WALKADAVER UND ZAHNÄRZTE

Alles kann eine optische Täuschung sein. Dann ist er in Wirklichkeit der, in den zu verwandeln, der zu werden er sich erträumte: Hai, raub- und freßlustig. Die Hyäne des Meeres, die ihre glatte Haut an blutenden Walkadavern reibt, mit spitzer gieriger Torpedoschnauze zu- und tief hineinstößt, riesige Fleischfetzen herunterreißt, um sich an ihnen satt- und vollzufressen.

Torpedoschnauze im Walfett statt Spießergusche in obergärrigem Bier. Es kann sein, Herr Polizeipräsident, daß dieses unscheinbare, keinen Verdacht erregende Subjekt, das sich hier zwanglos inmitten des Getümmels der Spaziergänger einer öffentlichen Anlage bedient, im Grunde ein hungriger Menschenhai ist, vor dem die Leute andernorts (an öffentlichen Badestränden) gewarnt werden.

Wir haben Indizien: Er läßt keine Gelegenheit aus, Zahnärzten und anderen Freunden, die sich um seine Gesundheit kümmern, mit den häufig ins Leere schnappenden Kiefern unvermutet und sinnlos Furcht einzujagen. Vor Frauen entblößt er regelmäßig das volle Gebiß. Und seine Kollegen betrachten ihn mißtrauisch. Wäre es nicht

an der Zeit zu überlegen, welche Art des öffentlichen Gewahrsams für ihn in Frage kommt? Gönnen wir ihm Ehrenhaft? Er ist ein König, ohne Geleit und Gefolge. Die Parasiten sind von ihm abgefallen. Andere werden sich an ihm festsaugen. Es muß etwas geschehen.

Während die Badenden sorglich und angstvoll größere Tiefen meiden, lauert er vielleicht schon irgendwo im seichten Gewässer, keineswegs, um zuzuschnappen, wenn sich ihm etwas Lebendiges nähert, sondern um die äußersten Verschalungen des riesigen Gefäßes, das man das Staunen nennt, zu durchstoßen. Lauert, ihm wie der Freiheit – dem Meer, das ihn umschloß – zu entrinnen und sich für immer in den Zustand des gewöhnlichen Auf und Ab über dem schlüpfrigen Boden unserer Gewißeiten zu verkriechen. Lauert wie wir, dieser lasziven Bewegung des Lächelns der Selbstzufriedenheit unter uns und an uns innewerden, in dem man sich vorläufig birgt, dann dauernd verbirgt und schließlich verliert.

Rettet euch, Freunde! Rette sich, wer kann!

Vielleicht hat er auf seinen Raubzügen immer davon geträumt, eines Tages aufzuwachen und sich in sein Gegenteil, in einen kleinen Angestellten der Iduna-Germania-Versicherung zu verwandeln.

Dritte Kombination: GEFÄNGNISSE

Seine Kollegen betrachten ihn mißtrauisch. Und es ist an diesem Mißtrauen etwas, das wie Schadenfreude aussieht, als wüßten sie, daß es für ihn hinter der dicken Glaswand seines künstlich erleuchteten Bassins kein Zurück gibt. Seht, fast mitleidig blickt er, unlängst ein freier Räuber der Meere und königlicher Pirat, auf die Trümmer der Welt, die vor ihm liegt und die er nicht scheut. Tropft nicht von allen Schnauzen vor ihm der Schaum obergärigen Germania-Biers? Er vergilt ihnen diese Freude nicht, sondern fürchtet, daß sie in ihrer Enge sich stoßen könnten an den

Wänden seines Gefängnisses, und gibt ihnen Zeichen, um sie zu warnen. Aber da sie diese Zeichen mißverstehen und über ihn lachen, zwingt ihn die Lächerlichkeit ihrer Bewegungen, seine Augen, die das Flimmern vor ihnen nicht ertragen können, für einige Sekunden zu schließen. Den tief eingeholten Atem ausstoßend, sieht er hinter geschlossenen Lidern sie – seine Widersacher, die dieses einen Atemzugs nicht wert waren – in allen nur erdenklichen Gestalten und Verzerrungen an der Wasseroberfläche zerplatzen.

Aber es bleibt etwas, das man nicht ein- und ausatmen kann, das sich nie auflöst, das weiß auch er. Und keine Glaswand, kein geschlossenes Lid, nichts auf der Welt kann ihn davor schützen.

Seht, Menschen und Dinge um ihn herum sind ihrer Flügelkraft beraubt. Ihre Flossen, kaum gereinigt von Kot und Abwässern, in denen sie das Schwimmen üben, verhaken sich ineinander, kummervoll. Wo auch immer er ihnen entgegentritt, sie lassen die Köpfe hängen, weil sie nicht wagen, sie zu heben, oder weil sie es verlernt haben.

An der Förde

Man erkennt sie schon von weitem. Zwölf schwarze Männer, Fischer aus dem Vorort an der Küste, stehen am Strandweg im Schnee. Die Luft hält ihren frierenden Atem fest. Sie reden, schlagen sich gegenseitig auf den Rücken, auf die Schultern, um warm zu werden, und hauen ihre Stiefel in das Eis. Beschissene Kälte, sagt einer. Verfluchter Winter. Die Förde ist zu. Diesmal wirklich ganz zu. Kein Schiff aus der Hafenstadt oder von draußen kommt mehr zu uns. Was mögen die Fische dazu sagen, meint ein anderer. Die noch nicht erfroren sind, die haben jetzt Schonzeit. Das ist mal sicher, wenn sie nicht schon krepieren sind.

Läuft jemand wie ein Verrückter am Strand entlang, auf die Männer zu. Das kann nur Paul sein. Ja, Paul ist es, der Verrückte, den sie alle kennen. Seinen Hut trägt er wie immer tief im Gesicht. Je näher er kommt, desto schneller werden seine Schritte; er läuft einmal in den Haufen hinein und einmal um den Haufen herum. Keiner sagt etwas, sie machen ihm Platz, sie kennen ihn ja alle. Er ist bloß verrückt, weil er in einer Tour Leute anquatscht, weil er tatsächlich glaubt, daß der Himmler noch lebt. Die sind ja alle noch da, die Pfeifenköpfe, sagt er, guckt euch doch um. Und dabei fällt ihm wie immer, wenn er was sagt, die Pfeife aus dem Mund, aber er fängt sie jedesmal geschickt mit der rechten Hand wieder auf. Paul macht sich Sorgen um den deutschen Michel, der ihm Spuren in sein rotes Gesicht gegraben hat. Mich hat er auch schon mal angesabbelt und dabei mein linkes Handgelenk gepackt und gequetscht, als wäre ich schuld, daß er aus seinem Gefangenlager nicht herauskommt. Das ruft er mir täglich von der anderen Straßenseite zu. Jetzt schreit er die Männer an: Der Pott ist dem Michel zu groß, den kann er nicht auslöffeln! Und in Sibirien gab's keinen Alkohol, da haben wir Brennspritus gesoffen! Aus dem Lager komm

ich nie mehr raus, jetzt hab ich einen – Hui, und ihr habt einen – Hui. Er zieht ein paarmal kurz und hastig die Luft ein, denn nun folgt der berühmte Refrain, den alle kennen: Die Leute werden älter, weil sie älter werden, aber die Jungen müssen weiterleben, und ihr seid doch auch noch jung ... Das ist Pauls Kehrreim, wenn er mit einer Strophe fertig ist, ein guter Kehrreim, meine ich, er kann sich hören lassen. Paul hat sicher eine Menge gesehen. Aber eins hat er nicht gesehen: Ein totes Bläßhuhn liegt draußen im Eis. Es ist noch warm, es verlor keine einzige Feder. Ich bin dran vorbeigegangen. In seinen Augen schläft der schwarze Grund der See. Es sagt nichts mehr. Kein Flügelschlag, kein Schrei – es starb, weil es nichts zu fressen hatte.

Zwölf schwarze Pfähle, Holz, in Zweierreihen und stumm, im gefrorenen Hafenbrackwasser. Sie sagen nichts, weil sie nichts zu sagen haben. Nur manchmal knackt es in ihnen vor Kälte. Aber man weiß nicht genau, war es das Eis, waren es die Pfähle. Sie stehen im Mondlicht und in klirrender Hafenneonbeleuchtung. Als ich sie von weitem sah, hielt ich sie zuerst für Männer im Eis. Aber jetzt sehe ich deutlich, daß es Pfähle sind.

Baracken-Winter-Finsternis

Jetzt sind gelebt viele Zeiten.
Meer-Zeit. Land-Zeit.
Zeit der grünen Wälder.
Zeit des Glücks auf Bergen.
Zeit der Flamme am Vulkan.
Jetzt ist Zeit des Windes.
Zeit des Wehens – über mein ruhendes
Herz.

Alfred Mombert, Atair

1.

»Gefangener Y 27, treten Sie vor!«

Gurs war nur ein kleineres Konzentrationslager, das einzige seiner Art in den französischen Pyrenäen, das deutsche Soldaten zusammen mit der SS wenige Wochen nach dem Vormarsch der deutschen Truppen und der Kapitulation Frankreichs, unterzeichnet durch Marschall Petain, im Sommer 1940 errichtet hatten. Der Auftrag lautete, hier so schnell wie möglich französische Kriegsgefangene, aber auch Juden und Zigeuner aus der Zivilbevölkerung unterzubringen und Arbeitskolonnen nach bewährten einheimischen Vorbildern zu organisieren. Es lag auf der Hand, daß man dabei aus Mangel an Zeit und geeignetem Fachpersonal – die Besatzungssoldaten hatten andere Aufgaben und waren immer noch oder jetzt erst recht in Partisanenkämpfe verwickelt – schnell und wenig sorgfältig zu Werke gehen konnte. Das ganze Unternehmen wirkte, wie es war: unfertig, improvisiert, und auf dem unübersichtlichen Baugelände standen zwischen Steinen und wildem Geröll Holzverschlüge und Wellblechbaracken wie Wahrzeichen menschlicher Hoffnungslosigkeit herum.

In der Nähe des Lagers – nur ein paar hundert Meter entfernt – befand sich ein Steinbruch, in den ein Teil der Häftlinge – meist jüngere Männer – zur Arbeit abkommandiert worden war. An diesem kalten Novembermorgen nahm der SS-Unterführer Dieter Schulze wie immer auf dem steinigen Gelände oberhalb des Hangs einen Appell ab, um die Arbeitstauglichkeit der Männer festzustellen und sich Neuankömmlinge vorzuknöpfen. Der aufgerufene Gefangene Y 27 trat, dem Befehl folgend, vor, ohne Haltung anzunehmen und ohne vorgeschriebenen Gruß. Er war kein junger Mann mehr, wirkte aber noch nicht gebrechlich. Er war ein Neuer, *der* Neue in der Truppe.

»Können Sie nicht grüßen, Mann? Und was ist das für eine schlappe Haltung! Brust raus! Hände an die Hosennaht! Hacken zusammen!«

Der Mann blieb in leicht vornübergebeugter Haltung stehen und rührte sich nicht von der Stelle.

»Mann, sind Sie taub?« schrie Schulze. »Haben Sie nicht gehört, was ich Ihnen befohlen habe?«

»Doch, ich habe es gehört«, sagte der alte Mann leise und richtete sich trotz seiner Schwäche auf, so gut er konnte.

»Dann grüßen Sie gefälligst mit deutschem Gruß: Heil Hitler!«

Der Häftling Y 27 schwieg.

»Gefangener Y 27, sprechen Sie mir nach: Heil Hitler!«

Der alte Mann schwieg beharrlich. Die anderen Häftlinge, die in einer Reihe nebeneinander standen, wurden allmählich unruhig, weil sie einen Ausbruch des Unterscharführers befürchteten und außerdem eine Strafaktion, unter der sie vielleicht alle zu leiden haben würden. Aber Schulze beherrschte sich vorläufig noch, wenn es ihm auch sichtbar schwerfiel, und schien sich vorerst weiter auf den Neuen konzentrieren zu wollen.

»Also, Sie wollen nicht grüßen, Sie wollen meine Worte nicht nachsprechen und den Namen unseres Führers nicht in den Mund nehmen. Wissen Sie, was das ist, Sie – Sie erbärmlicher – « Schulze wollte eigentlich Arschloch sagen, hob sich das aber für eine spätere Gelegenheit auf. »Das ist dreimal Befehlsverweigerung, das sind drei Kriegsverbrechen auf einen Schlag.«

Der alte Mann antwortete leise und langsam, aber sehr bestimmt: »Warum soll ich den Namen eines Mannes in den Mund nehmen, der meinen Namen und den Namen meines Volkes auslöschen will?«

»Deinen Namen?« schrie Schulze jetzt in hemmungsloser Wut. »Hast du denn einen Namen? Wer bist du denn, du elende Ratte? Weißt du überhaupt, weshalb du hier bist?«

»Weil ich ein Angehöriger des jüdischen Volkes bin«, sagte der Mann mit lauter Stimme, und etwas wie Stolz wurde in seinen Augen und in seiner Haltung sichtbar.

»Nein, du bist kein Angehöriger des jüdischen Volkes«, brüllte der SS-Unterscharführer Schulze, und seine Stimme überschlug sich. »Du bist nur eine gottverdammte – Judensau.«

Der Schlag der Peitsche traf den Gefangenen Y 27 mitten ins Gesicht. Er brach blutüberströmt zusammen. Während zwei Mithäftlinge ihn auf ein Zeichen Schulzes hin ergriffen und ins Lager abtransportierten, nahm die alltägliche Routine ihren gewöhnlichen Fortgang.

Der Morgennebel über dem Hang hatte sich langsam aufgelöst. Die Gefangenen der Arbeitskolonne Y bekamen ihre Anweisungen und stiegen mit Hacken und Schaufeln in den Steinbruch hinab. Was die Angelegenheit mit dem Neuen – dem Häftling Y 27 – betraf, so war dazu Schulzes ganzer Kommentar: »Untauglich.«

2.

Sie hatten ihn mitten in der Nacht aus dem Schlaf gerissen, hatten das ganze Haus, in dem er fast 40 Jahre gewohnt hatte, durchsucht, hatten nichts gefunden außer Büchern und Manuskripten und auf seine Frage, wer sie seien, was sie wollten und was das alles zu bedeuten habe, nicht geantwortet. Schließlich hatten sie aus Wut über ihre Erfolglosigkeit einige Bündel mit Manuskripten, deren Wert sie nicht abschätzen konnten, ins Kaminfeuer geworfen, um sich die Hände daran zu wärmen. Als der eine der beiden Männer in SS-Uniform sich auf die große gläserne Zwischenwand im Wohnzimmer, die einen durch gebrochenes Licht in vielen Farben leuchtenden Vulkan darstellte, stürzen und sie mit seinem Schlagstock zertrümmern wollte, fiel er ihm in den Arm, wurde aber brutal zur Seite gestoßen.

Der andere jedoch, offenbar der Vorgesetzte, hinderte seinen Untergebenen an diesem sinnlosen Zerstörungsakt, indem er ihm einfach den Stock entriß, vermutlich, weil er einsah, daß es sich bei der Bildwand um einen Wertgegenstand handelte.

Dann hatten sie ihm barsch befohlen, sich warm anzuziehen, das Notwendigste für den alltäglichen Bedarf in eine Tasche zu packen und ihnen auf der Stelle zu folgen. Den wiederholten Hinweis und die Frage nach einem Haft- oder Durchsuchungsbefehl beachteten sie nicht. Statt dessen hielt der ältere der beiden, der wahrscheinlich der Vorgesetzte war, einen gelben Stern an einem braunen Band in die Höhe und hängte ihm das Emblem um den Hals. Dann hatten sie ihn in die Mitte genommen, vorwärtsgestoßen und auf die Ladefläche eines von einer dunklen Plane aus grober Leinwand überdachten Lastwagens geworfen, der sich kurz darauf holpernd in Bewegung setzte.

Er erinnerte sich jetzt aller Einzelheiten und auch der dann folgenden Ereignisse so genau, als wäre es gestern gewesen. Sie standen ihm sogar zum ersten Mal wieder richtig vor Augen, weil er in den letzten Tagen und Wochen kaum Gelegenheit gehabt hatte, darüber nachzudenken, was eigentlich geschehen war. Mittlerweile wußte er, daß ihn dieses grausame und unvorhersehbare Schicksal nicht als einzigen ereilt hatte. Neben ihm lagen noch andere in dem holpernden Transporter, die er jedoch in der Dunkelheit nicht erkennen konnte. Leidensgefährten offenbar, die man wie ihn aus dem Schlaf gerissen und wie Vieh in diesen Laster verfrachtete hatte. Sie wälzten sich unruhig, in dünne Decken gehüllt, auf einer leichten Lage Stroh hin und her, wenn sie nicht schliefen. Einige schnarchten laut, andere stöhnten, wenn sie noch wach waren oder plötzlich erwachten – wie aus einem Alptraum. Er schloß die Augen und versuchte einzuschlafen, denn einen schlimmeren Alptraum als diese Wirklichkeit des Wachseins konnte es ja gar nicht geben.

Da fühlte er, wie eine Hand seinen Arm berührte, seine Brust ertastete und schließlich nach dem gelben Stern griff, der locker an ihr herabbing.

»Bruder«, sagte leise eine Stimme und sank dann zu einem Flüstern herab. Die Stimme klang weiblich. »Du bist mein Bruder. Du bist mein Bruder Alfred.«

Da durchfuhr es ihn abwechselnd kalt und heiß. Er wollte sich aufrichten, sie umarmen, fühlte sich aber zu schwach.

»Miriam – du hier?« sagte er bloß. »Du auch?«

Jetzt wurde ihm auf einmal klar, was ihm schon längst hätte klar sein müssen: Sie waren Bruder und Schwester – unter dem Judenstern vereint. Sie alle waren Brüder und Schwestern. Aber das Abzeichen, das sie einte und ein Mahnmal ihres geknechteten Ursprungs darstellte, war für ihre Henker und Henkersknechte ein bloßes Schandmal. Es war das Zeichen Kains, das man ihnen eingebrannt

hatte und mit dem man sie in die Vernichtungslager fahren würde.

Dazu bedurfte es wahrhaftig keines richterlichen Durchsuchungsbefehls. Für Hitler und die Nazis war es sonnenklar, daß die Juden unter Deutschen und in Deutschland kein Recht zu leben hatten, selbst wenn sie Deutsche waren. Freunde, Kollegen und Bekannte hatten ihm das immer wieder gesagt, aber er hatte es nicht glauben wollen. Die Deutschen können und werden so etwas nicht tun, auch wenn sie Nazis sind, hatte er ihnen geantwortet. Was habe ich, was haben wir ihnen getan? Deutschland ist meine Heimat, und ich habe mir doppeltes Heimatrecht erworben – durch meine Liebe zu Deutschland und durch meine Dichtung. Man hatte ihn gewarnt, hatte ihm geraten, rechtzeitig auszuwandern, sogar Angebote im Ausland gemacht, vergebens – er hatte abgelehnt. Er wollte nicht emigrieren, wollte kein weltläufiger Schriftsteller sein wie Thomas Mann, Hermann Hesse und viele andere, die Deutschland den Rücken gekehrt hatten, obwohl er doch ein Weltbürger war wie sie, der andererseits wegen seiner jüdischen Herkunft – und nur deswegen – noch mehr als sie gefährdet war. Nein, er würde Deutschland niemals freiwillig verlassen. Denn die Deutschen könnten das, was man ihnen jetzt nachsagte, nicht tun. Und nun hatten sie es doch getan.

Miriam drängte sich an ihn, seinen Schutz und die Wärme seines Körpers suchend. Er versuchte, sich ihr Gesicht, ihre Haare und Augen vorzustellen, deren Anblick er so lange entbehrt hatte, und sah in der Dunkelheit nur ihre Augen, die nicht strahlend wie sonst, sondern traurig auf ihn gerichtet waren.

»Mich haben sie schon in Berlin abgeholt«, sagte sie mit beinahe unhörbarer Stimme. Sie war dort mit dem jüdischen Arzt Dr. Jakob Wolfssohn verheiratet. »Es ist reiner Zufall, daß wir uns hier begegnen.«

»Kein Zufall, Miriam, sondern Schicksal. Solche Zufälle gibt es nicht. Es ist unser gemeinsames Schicksal, auch wenn wir es nicht gewollt haben. Und was ist mit Jakob?« »Wir sind getrennt worden. Er ist wahrscheinlich in einem der anderen Transporter vor uns.«

Er erinnerte sich, auf dem Weg vom Haus in sein jetziges Quartier in der Dunkelheit eine Kolonne von mehreren – vielleicht fünf – Lastwagen gesehen zu haben, von denen der, in den man ihn bugsiert hatte, der letzte war. Vor Müdigkeit konnten sie beide nicht mehr sprechen und schiefen ein paar Stunden, bis der Morgen kam. Durch die Ritzen zwischen den Wänden der Ladeflächen und der sie überdachenden, an einem Metallgerüst hochgezogenen Plane drang das heller werdende Licht in unregelmäßigen kleinen Schüben und weckte langsam alle Männer und Frauen, die liegend oder zusammengekauert bis jetzt geschlafen hatten. Manche schlossen jedoch, kaum daß sie die erste Helligkeit spürten, gleich wieder ermüdet die Augen, als wüßten sie, daß ihnen der anbrechende Tag nichts Besseres bringen könne als die Nacht.

Da ertönte ein schriller Pfiff. Der Wagen hielt mit einem Ruck. Durch die hintere Öffnung schob sich der Kopf eines SS-Manns, des Jüngeren von den beiden, die er schon kannte. Die Plane wurde nach oben gehievt, so daß das Morgenlicht voll auf die Gesichter der halb Erwachenden und der noch Schläfrigen traf.

»Aufstehen, ihr müden Säcke! Hoch, hoch mit euch, faules Gesindel! Antreten zum Morgenappell! Na wartet, ich werde euch Beine machen!«

Weil es ihm nicht schnell genug ging, unterstützte der SS-Mann sein Gebrüll mit Peitschenschlägen und schlug nach den Beinen einiger alter Männer, die sich noch nicht erhoben hatten. Als schließlich alle mit mehr oder weniger Mühe auf dem geteerten Beton der Straße gelandet waren, ertönte ein zweiter Pfiff, und sie mußten sich am Straßen-

rand in zwei Reihen – Männer und Frauen getrennt – nebeneinander aufstellen und wurden abgezählt, wobei jeder eine Nummer bekam, die er sich merken und laut wiederholen mußte.

»Wegtreten zur Pinkelpause!« schrie der jüngere SS-Mann. »Wir halten bis heute abend nicht wieder an. Wer ins Stroh pißt oder schießt, muß es selber wieder saubermachen.«

Alfred ließ sein Wasser; es war nicht viel, da er seit mehr als zwölf Stunden nichts getrunken und gegessen hatte. Er versuchte dabei, sich einen Eindruck von der Gegend zu verschaffen, in der sie sich befanden. Es schien eine Hochebene in einem der ehemaligen Grenzgebiete zu sein, wahrscheinlich Elsaß-Lothringen – in der Nähe befanden sich mehrere Schlagbäume, die von deutschen Soldaten bewacht wurden, und am Straßenrand ein blauer Wegweiser mit der Aufschrift »Straßbourg«. In sehr weiter Ferne erhob sich ein Gebirgsmassiv, und einzelne graue Berggipfel verschwanden in einer tiefhängenden Wolkenwand. Waren das etwa schon die westlichen Ausläufer der Alpen? Sie befanden sich also bereits auf französischem Boden, und die Fahrt würde weiter nach Süden gehen. Wo sie allerdings enden würde ...

Ein schwerer Schlag auf die rechte Schulter brachte ihn zu sich. »Mann, du fängst ja im Stehen an zu träumen. Los, komm! Wir müssen weiter.«

Der Aufseher war ärgerlich und schubste ihn ungeduldig vorwärts über die Straße. Er kletterte als letzter in den Transporter, dessen Motor schon lief und der beinahe ohne ihn abgefahren wäre.

3.

Aber sie waren alle heil, wenn auch halb verhungert, verdurstet und völlig übermüdet, in dem kleinen französi-

schen Dorf angekommen, wo sie von einem Troß zerlumpter Mädchen und Jungen neugierig in Empfang genommen wurden. Die letzten Stunden war es fast nur noch aufwärts gegangen – über steinige Straßen mit Schlaglöchern und teilweise unwegsames Gelände –, so daß die Männer und Frauen des Transports, am ganzen Körper durchgeschüttelt und schwindlig, froh waren, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Der Flecken hieß Gurs, wie aus einem kleinen gelben Ortsschild zu ersehen war, und die Kinder mit den großen erstaunten Augen folgten dem Zug der Jammergestalten bis an den Eingang des mit Stacheldraht eingezäunten Arbeitslagers, wo sie von den Aufsehern in braunen Uniformen verjagt wurden.

Es dauerte Wochen, bis man sich an das Lagerleben und die schwere Arbeit gewöhnt hatte. Erholungspausen gab es fast überhaupt nicht, und das Essen bestand aus zwei Scheiben trockenen Brots morgens, einem Teller Kartoffel- oder Graupensuppe mittags und einer Scheibe Brot abends vor dem Schlafengehen. Der KZ-Häftling Y 27, der sich noch in der Eingewöhnungsphase befand – er war erst vor zwei Wochen in das Lager eingewiesen worden –, wurde nach dem Morgenappell am Steinbruch in die Unfallstation gebracht, als ob es sich um einen »Unfall« gehandelt hätte. Die Schläge ins Gesicht, auf Kopf und Körper sowie die Stiefeltritte in sein Geschlechtsteil hatten seine völlige Besinnungslosigkeit zur Folge, die fast einen ganzen Tag dauerte. Eine Schwester – offenbar die einzige im ganzen Lager – hatte ihm einen notdürftigen Kopfverband gemacht, um wenigstens die ärgsten Blutungen zu stillen. Mitten in der Nacht wachte er auf – mit dröhnendem Schädel – und fing an, sich aller Einzelheiten zu erinnern, und zwar von dem Augenblick an, als man ihn nachts in seinem Haus aus dem Schlaf gerissen hatte.

Noch war es nicht so weit wie in jenem frühen Gedicht aus dem Zyklus »Der Glühende«, den er schon als Student

geschrieben hatte und den er so liebte, weil alle diese Bilder und poetischen Metaphern durchlebt, durchlitten und mit seinem eigenen Blut gezeichnet waren. In diesem Gedicht wurde er von vier Feldjägern an eine Felswand gestellt und angebrüllt. »Hast eine Kartoffel gestohlen, wirst erschossen!« Sie rissen ihm Rock und Hemd vom – klapperdürren – Leib, fanden schließlich sein leise schlagendes Herz – die gestohlene Kartoffel – und traten darauf. Die beiden Schlußzeilen des Gedichts trieben ihm immer wieder und heute mehr denn je Tränen in die Augen: »Da wuchs ich riesengroß empor die Felswand und war ein ganzes blutgequältes Volk.«

Und all die anderen Visionen, zum Beispiel die, wie man ihn über hohle Bohlen in einer Bahre aufs Schiff trägt ... »Salziger Wind näßt mir die Wangen ... Atemlos steinern starrt das Volk zu Boden ... Das Meer grüßt träumerisch im Sturm.« Immer geschah etwas mit ihm. Immer war er das Opfer finsterner Dämonen. Immer war er einsam, aber niemals allein. Die Szene war von dunklen Mächten entworfen und beherrscht. Und jetzt? Jetzt wieder? Jetzt zum ersten Mal in Wirklichkeit. Er hatte doch geglaubt, bereits vor vielen Jahren sein Schicksal selbst in die Hand genommen zu haben, als er in Berlin große Teile des Gedicht-Werks »Die Schöpfung« entwarf und dieses wunderbare Gefühl des Aufbruchs ihn überwältigte, die Vision vom Verlassen des Inselstrands, vom in der Mondquelle liegenden Boot, die mit der unvergeßlichen Gedichtzeile endete. »Ich stand schlafähnlich starr auf silbernem Kies.«

Gewiß, das war die Schöpfung gewesen, seine Schöpfung, zu deren Fernen er aufgebrochen und zu der hin er bis heute immer unterwegs gewesen war. War er es noch? Und dies hier, dieses Lager – gehörte das auch dazu, war das auch ein Teil des Kosmos, in dem er lebte, und gehörte der Weite an, die sein Geist auszuleben und auszufüllen sich bis zur Selbstaflösung mühte? Hatte er die

schreckliche Wirklichkeit dieses Lagers gesucht? Gehörte sie nicht zur Schöpfung eines anderen, jenes alten Gottes, von dem er sich in so vielen seiner Gedichte verabschiedet und den er während seines fortdauernden Höhenflugs irgendwo in der Tiefe unter sich gelassen hatte? Nahm er jetzt Rache an ihm? Aber nein, so rachsüchtig konnte ein Gott nicht sein, der die Welt geschaffen geschaffen hatte, wie sie war und ist. Und »Er«, der zum »Ich« geworden war, war ihm ja schließlich nicht in den Arm gefallen und hatte ihm keinen Gran von seiner Macht genommen ...

»Wachen Sie auf!« hörte er über sich eine leise Stimme. Ein Arm und eine Hand stützten seinen Kopf, während der Verband erneuert wurde. Er hatte offenbar die ganze Zeit über im Halbschlaf geträumt und war seinen frühen Visionen wiederbegegnet. Die Krankenschwester – eine resolute, nicht hübsche Frau mittleren Alters mit großen knochigen Händen – brachte ihn ins Lager zurück. »Sie müssen jetzt wieder aufstehen und arbeiten wie die anderen«, sagte sie streng, aber nicht unfreundlich. »Der Kommandant hat schon nach Ihnen gefragt.«

»Der Kommandant?«

»Ja, Sie müssen zum Kommandanten, wenn Sie sich einigermaßen erholt haben.«

»Warum?«

»Woher soll ich das wissen? Und wenn ich es wüßte, dürfte ich es Ihnen nicht sagen.«

Die Schwester wurde ungeduldig und zog ihm die Decke, eine Steppdecke ohne Bettzeug, vom Körper.

»Stehen Sie auf, Mann, und fragen Sie nicht so viel! Gehen Sie zur Baracke IV und melden Sie sich zum Arbeitseinsatz! Dort wird alles Weitere geregelt.«

Sie gab ihm noch einen Zettel, auf dem stand, daß der Häftling Y 27 wieder einsatzbereit sei, gestempelt und gezeichnet, Schwester Veronika. Dann ging sie voraus, öffnete die Tür der Station und zeigte ihm die Richtung, in die er gehen mußte. Der Kopf tat ihm noch immer weh;

die Schmerzen waren jetzt sogar besonders heftig. Aber er nahm sich zusammen und hoffte, daß man ihm eine leichtere Arbeit geben würde, damit er nicht gleich wieder umkippte. In der Baracke IV traf er auf einige ältere Männer in blaugestreiften Sträflingsanzügen (wie seiner) und einen jungen SS-Mann, der jedem einzelnen seine Arbeit für den Vor- und Nachmittag zuwies. Ihm wurde befohlen, die Baracken IV und V zu säubern, den Dreck (auch vor den Baracken) zusammenzufegen und auf dem Müllhaufen außerhalb des Lagers abzuladen. Außerdem mußte er Bettenkontrolle machen, was bedeutete, daß er jedes einzelne Bett im Hinblick darauf überprüfen mußte, ob es vorschriftsmäßig gemacht worden sei, und die Nummer jedes Bettes zu melden hatte, bei dem das nicht der Fall war.

Beim Arbeiten wurde ihm zusehends besser. Sogar die Kopfschmerzen ließen mit der Zeit nach. Er mußte sich häufig bücken und manchmal sogar in die Knie gehen, um den Staub mit einem Handfeger aus den Ecken zu holen. Aber die Bewegung und gleichmäßige körperliche Anstrengung taten ihm gut. Als aktiver Bergsteiger und Wanderer über lange Strecken hatte er jahrelang seinen Körper trainiert; seine Glieder und Gelenke waren trotz seines Alters nicht ingerostet, sondern kräftig und leistungsfähig geblieben. Er nahm sich vor, seine Arbeit ohne Widerstreben zu tun und als eine Art Überlebenstraining zu betrachten. Das war höchstwahrscheinlich der sicherste Weg, um die Aufmerksamkeit der Aufseher von sich abzulenken und den Aufenthalt in diesem Lager, der ja irgendwann ein Ende haben mußte, zu überstehen.

Es hatte tatsächlich den Anschein, als ob alles gut ginge, jedenfalls eine Weile. Er übernahm zusammen mit zwei Mitgefangenen den Reinigungsdienst in sämtlichen Baracken, und zwar der Reihe nach; wenn er mit der letzten fertig war, fing er mit der ersten wieder an. Die Aufseher ließen ihn in Ruhe. Er hörte kein Lob – das war hier

nicht üblich –, aber auch keinen Tadel. Eines Abends jedoch – es war kurz vor dem Schlafengehen – mußte er sich bei dem jungen SS-Unterführer melden, der den Einsatzbefehl gegeben hatte. Er ging in die Baracke IV, wo sich seine eigene Schlafstelle befand, und nahm Haltung an, so gut er konnte.

»Sind Sie mit Ihrer Arbeit fertig, Gefangener Y 27?«

»Jawohl, Unterführer, ich habe meine Arbeit gemacht.«

»Haben Sie Ihre Arbeit ordentlich gemacht?«

»Jawohl, ich glaube, daß ich meine Arbeit ordentlich gemacht habe.«

»So, glauben Sie – und was ist das?«

Der SS-Mann führte ihn an mehreren Betten vorbei, auf denen die Decken unordentlich zusammengelegt waren und nicht am Fußende – wie es Vorschrift war – lagen sowie die Keilkissen nicht am Kopfende.

»Ich weiß nicht«, sagte er vorsichtig, aber ohne zu zögern. »Ich habe alle Betten kontrolliert. Mir ist nichts aufgefallen.«

»Also auch dieses Durcheinander nicht«, sagte der SS-Mann mit scharfer Stimme und ergriff wütend eine der Decken, um sie zusammenzuknüllen und wieder auf das Bett zu schmeißen. »Weißt du, was man mit Leuten macht, die ihre Arbeit nicht tun oder keine Augen im Kopf haben?«

»Nein.«

»Ich will's dir sagen. Aber vorher sage ich dir noch etwas anderes: Du bist ein Vaterlandsverräter. Du hast bisher noch keine einzige Meldung gemacht, weil du deine Mitgefangenen decken wolltest, die allesamt Verbrecher sind wie du selbst ...«

»Entschuldigen Sie, Unterführer, aber ich bin mir keines Verrats bewußt.«

Im gleichen Maße, in dem seine Ruhe und Sicherheit – vor allem die Sicherheit, sich keiner Unterlassungssünde

schuldig gemacht zu haben – wuchsen, steigerte sich die Wut des Aufsehers.

»Was soll das heißen?« schrie er. „Ihr seid alle Verräter, ihr – ihr – ihr dreckigen Juden! Statt euch aufzuhängen, füttern wir euch durch und lassen zu, daß ihr uns die Haare vom Kopf freßt, ihr elenden Schmarotzer ...«

Drohend erhob der SS-Mann die Peitsche, schlug aber nicht zu. Statt dessen brüllte er drei Nummern durch die Baracke und schlug deren Träger – vermutlich die Häftlinge, die ihre Betten nicht ordentlich gemacht hatten – vor seinen Augen zusammen. Er fror und zitterte am ganzen Körper. Das mitansehen zu müssen, war schlimmer, als selbst geschlagen zu werden. Man ließ die drei am Boden liegen, keiner außer ihm kümmerte sich um sie. Aber auch er konnte ihnen nicht helfen.

Während die anderen Häftlinge der Baracke IV langsam in ihre Betten krochen, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, lag er noch eine Weile am Boden und hörte auf das Stöhnen der Geschlagenen. Dann schlich auch er in sein Bett, das am Fenster stand, und sah in die Nacht hinaus. Ein roter Stern stand am Himmel. Ihm war, als wüchse er an einer riesigen Felswand empor, über die der Stern sein rotes Licht ergoß, bis die ganze Erde in Blut getaucht war. Auf dem Felsen aber saßen bewegungslos drei große schwarze Vögel, die schweigend auf ihn warteten.

Er schlief traumlos.

4.

Solche Vorfälle wie der oben geschilderte wiederholten sich und konnten doch niemals zur Routine werden, da er die Schmerzen und das Unrecht, die anderen zugefügt wurden, als seine eigenen empfand.

Dennoch lernte er es mit der Zeit, abseits zu stehen, sich zu distanzieren und einen kühlen Kopf zu behalten, auch wenn das eigentlich kaum möglich schien, weil die

Häftlinge – ob alt oder jung – bei der Arbeit auf Gedeih und Verderb aufeinander angewiesen, ja zueinander verurteilt waren. Und die Aufseher nutzten das auf brutale Weise aus, indem sie bei jedem noch so kleinen Zwischenfall immer mehrere bestrafte oder sogar Zwischenfälle provozierten, um jeweils eine ganze »Verschwörung« aufzudecken. Dabei schien es diesen Bütteln und Fronvögten völlig gleichgültig zu sein, daß jeder Gefangene im Grunde seine Arbeit tat, so gut er konnte, und nur ungeschoren über die Runden kommen wollte.

Er natürlich auch. Er sogar ganz besonders. Den Vorteil des Innendienstes hatte er allmählich zu schätzen gelernt und doch wünschte er sich manchmal, draußen an der frischen Luft zu arbeiten – auch wenn es schwer war und der Winter seinen Einzug hielt –, vor allem deswegen, um dem täglichen Stumpfsinn in den Baracken und dieser Einöde zu entkommen, die auf die Dauer schwerer zu ertragen war als alles andere. Draußen füllte sich die Lunge mit guter Luft. Es gab Regen, manchmal Sonne. Und schließlich befand er sich am nördlichen Rand eines Gebirges – der Pyrenäen. Berge – wie die der Alpen – waren schon immer seine zweite Heimat gewesen.

Wenn er am frühen Morgen in der Dämmerung über den Platz zwischen den Baracken und der Abfallgrube ging, warf er oft einen Blick nach oben, wo die von silbernen Nebeln eingehüllten Berggipfel majestätisch emporragten und im Wolkendunst verschwanden. Das Pyrenäengebirge war eine mächtige alpidische Auffaltung mit eiszeitlichen Vergletscherungen, Grenz- und Wasserscheide zwischen dem Süden Frankreichs und dem Norden Spaniens – das wußte er, um es sogleich wieder zu vergessen. Denn seine Phantasie schwang sich im Nu den steilen Nordhang empor, überflog dunkle Wälder, Felswände, tiefe Schluchten und Schrunde. Sie fand nirgends Halt und schwebte, schroffer Adlerschrei, im Raumlosen und über den Meeren, bis sie selbst zur Brandung wurde, die

sich an den Felsen bricht. So brach sein Herz zu Grund schon an so manchem qualvoll stummen Morgen, um erst am Abend wieder aufzustehen. Dann in der späten Dämmerung wiederholten sich Spiel und Flug, wenn die Sonne sank, und seine Seele versank mit ihr in den tiefsten, nächtlichen Abgründen. Doch immer wieder wird aus ihnen mit ihr das Licht geboren. Immer wieder kam und kommt ein neuer Tag ...

Dieses Bewußtsein hielt ihn aufrecht, solange er gesund war. Aber das Mißtrauen seiner Wärter und auch das seiner Mitgefangenen wuchs. Sie spürten, daß er einsam war und die Einsamkeit suchte, auch wenn er sich mitten unter ihnen befand. Auch die Versuche, mit dem einen oder anderen der Häftlinge Kontakt aufzunehmen, nützten da nichts. Mit den Aufsehern zu reden, hatte sowieso keinen Sinn; die brüllten nur Befehle durch die Gegend. Eine Art schweigenden Einverständnisses dagegen fand er mit einem französischen Kriegsgefangenen, der – wie er später erfuhr – der »Resistance« angehörte und katholischer Priester war. Dieser Mann – offenbar nur wenig jünger als er selbst – konnte ein paar deutsche Sätze und zitierte manchmal in seiner Gegenwart beim Saubermachen in der Baracke Baudelaires Gedichtzeile: »La musique souvent me prend comme une mer«, die einer seiner Lieblingsverse war. Seitdem bestand zwischen den beiden ein unausgesprochenes Einvernehmen, das sie immer wieder, sooft es möglich war und nicht von den Aufsehern bemerkt wurde, erneuerten.

Die kalten nebligen Herbsttage des Novembers gingen zu Ende. Im Dezember hielt der Winter mit Regen, Graupelschauern, Schneeregen und schließlich Schnee allmählich seinen Einzug. Ein weißer Firnis von Schneeflocken, die zunächst wegtauten, sich aber immer wieder neu bildeten, überzog das kleine Tal, in dem sich das Lager befand, die Dächer der Wellblechbaracken, die Geröllhalden und Gebirgshänge und verlieh ihnen einen matten

silbrigen Glanz. Heiligabend war das Lager mit seiner Umgebung von einer dichten Schneedecke überzogen – wie bei uns zu Hause, dachten viele der deutschen Gefangenen. Auch er dachte es, und dabei wanderten seine Gedanken wehmütig zurück in die alte Heimat, die er – wie es schien – vorerst nicht wiedersehen würde. Während der Feiertage, an denen wie immer normal gearbeitet wurde – allerdings durften die Häftlinge eine Stunde später aufstehen –, mußten die Gefangenen auf Befehl des Lagerkommandanten abends deutsche Weihnachtslieder – zum Beispiel »O du fröhliche«, »O Tannenbaum« und »Stille Nacht« – singen, die von einem der Wärter, der im Zivilberuf Chorleiter war, eingeübt wurden. Die französischen und anderen ausländischen Kriegsgefangenen, die den deutschen Text nicht kannten, brummt die Melodie, so gut sie konnten, einfach mit. Anschließend gab es für jeden eine Scheibe Christstollen und eine Tasse Glühwein sowie am zweiten Weihnachtsfeiertag eine Ansprache des Kommandanten, in der er auf die Güte und Gerechtigkeit des Führers hinwies, die dieser auch Besiegten und Andersdenkenden gegenüber walten lasse.

Zum Jahreswechsel 1940/41 erkrankte er ernstlich, übrigens nicht als einziger. Man sprach von einer Grippe-Epidemie, die vom Norden und Osten ausgegangen war und sich jetzt auch in Südfrankreich ausbreitete, wo sie in den umliegenden Dörfern gerade ihren Einzug hielt. Während aus dem nahegelegenen Gurs die Silvesterglocken herüberklangen und sich die Stimmen französischer Bäuerinnen und Bauern auf eigentümliche Weise mit dem gegrolten Gesang der deutschen Besatzer mischten (»Allons, enfants!« und »Die Fahne hoch!« klangen wild durcheinander), überfielen ihn Kälteschauer, Übelkeit und ein Unwohlsein, das von Darm und Magen ausging und in rasenden Kopfschmerzen endete. Er ließ den Besen aus der Hand fallen und setzte sich auf eins der ungemach-

ten Betten, das er gerade hatte in Ordnung bringen wollen. Ihm wurde schwarz vor Augen, und er verlor nahezu die Besinnung, so daß er zunächst den herannahenden Aufseher weder sehen noch sein Gebrüll hören konnte. Erst ein kräftiger Rippenstoß brachte ihn wieder – zur Vernunft, um die hier übliche Redeweise anzuwenden.

»Was ist los, du faule Judensau? Kannst du etwa nicht mehr? Oder spielst du hier bloß Theater? Ich muß dir wohl Beine machen, damit du nicht schlapp machst.«

Es war derselbe SS-Mann, der in seiner Gegenwart drei Häftlinge zusammengeschlagen hatte. Diesmal glaubte er, seine Drohung würde genügen, den Gefangenen Y 27, der ihm schon lange ein Dorn im Auge war, wieder auf die Beine zu bringen. Aber es half nichts. Nach einem angestrengten Versuch, aufzustehen und den Besen, der am Boden lag, wieder aufzuheben, brach er erneut zusammen und mußte zusammen mit einigen anderen Häftlingen, die ebenfalls mit Drohungen und Schlägen nicht zur Weiterarbeit zu bewegen waren, in die Unfall- und Krankenstation getragen werden. Er kannte diese Station, die natürlich kein militärisches Lazarett wie bei einer kämpfenden Truppe oder einem großen Kriegsgefangenenlager war, ja schon von seinem ersten Aufenthalt. Hier gab es keinen behandelnden Arzt, sondern nur Schwester Veronika und einen Krankenpfleger in Uniform. Es gab so gut wie keine Medikamente und nur ein bißchen Verbandzeug. Blutungen wurden mit Jod und Heftpflaster gestillt. Und hier lagen die Kranken und Schwachen, dicht gedrängt nebeneinander wie die Heringe, auf Matratzen und konnten kein Glied rühren, ohne ihren Nebenmann anzustoßen.

Für ihn war auf den Matratzen kein Platz mehr, und so wurde er in eine Ecke des Raumes gestoßen, wo er sich auf den nackten Fußboden setzen mußte. Er war vor Schwäche fast unempfindlich gegen die Kälte geworden und spürte nur diese wahnsinnigen Halsschmerzen, die

wohl das deutlichste Symptom jener Grippe-Epidemie waren und ihn dauernd am Schlucken hinderten. Solange ich noch irgendeine Art von Schmerz empfinde, lebe ich, war jetzt sein einziger Gedanke, der ihn daran hinderte, sich völlig aufzugeben und innerlich alles mit sich machen zu lassen, was diese »Schergen« – wie er sie für sich nannte – mit ihm machen wollten. Dann erschien das grinsende Gesicht des Pflegers über ihm, eines hämischen Grobians, der seine Schadenfreude angesichts des Elends um sich her nicht unterdrücken konnte. Er riß ihn an den Armen hoch, stellte ihn an die Wand und betastete ihn täppisch mit seinen Pranken.

»Befund von Y 27 weitgehend in Ordnung. Keine schwer wiegenden Symptome festzustellen. Gefangener kann nach spätestens drei Tagen wieder arbeiten.«

Während Schwester Veronika diesen »Befund« auf einer Karteikarte notierte, wandte sich der Pfleger einem anderen Häftling zu, dessen Untersuchung ebenso kurz und bündig ausfiel. Einige Häftlinge wurden nach einer solchen »Untersuchung« mit der Bemerkung »kerngesund, simuliert bloß« kurzerhand nach draußen befördert und mußten sich wieder zum Arbeitseinsatz melden, was wegen verschärfter Kontrollen und der wütenden Einpeitscherei durch die Aufseher bald erneute Zusammenbrüche zur Folge hatte. Aber es waren wenigstens Plätze auf den nun nicht mehr bis zum letzten Mann belegten Matratzen frei geworden, und er durfte sich hinlegen, nachdem ihn Schwester Veronika dazu aufgefordert hatte.

Da lag er nun und starrte, seiner Schmerzen nicht achtend, ohne sie überwinden zu können, unverwandt an die Decke, als wolle er ein Loch hineinbohren, eine Öffnung – so groß, daß der Wind von draußen hineinfassen und eine Flugschneise durch den Äther schlagen konnte, um ihn in Empfang zu nehmen und seinen gebrechlichen Körper auf den Flügeln des Geistes ins All zu entführen. In jenes All und Geisterreich, denen er entstammte und in

die er früher oder später zurückkehren mußte. Einen Flügelschlag will ich tun, einen einzigen, dachte er – es war die Reminiszenz an eine eigene Gedichtzeile –, und schon erhob sich sein geschlagener Körper mit den kranken, müden Gliedern und ausgestreckten Armen beinahe zu voller Höhe, um fast im selber Augenblick mit einem dumpfen Laut wieder zurückzusinken, die elendeste Kreatur unter der Sonne, ein Häufchen Asche, ein Häufchen Staub. Über die Station senkte sich die Dämmerung. Leise wimmerten und stöhnten die Kranken, bis es dunkel wurde. Doch das Dunkel verschlang ihre Schmerzen nicht, deckte sie nur zu.

Eine Hand berührte seine Schulter. Eine Stimme flüsterte in sein Ohr. Sie gehörten Pater Georges, seinem Freund, der – krank und gebrechlich wie er selbst – neben ihm lag. »Schlafen Sie wohl, mein Freund«, sagte die Stimme. »Und Gott beschütze Sie.«

5.

Er blieb, nachdem der Wärter gegangen war, unschlüssig in der offenen Tür stehen, die, soweit er sehen konnte, in einen großen, gut eingerichteten Büroraum führte.

»Treten Sie doch näher, Herr Dr. Mombert.«

Die ruhige, befehlsgeübte Stimme des Kommandanten ließ ihn sofort der Aufforderung Folge leisten. Gleichzeitig zuckte er zusammen, denn bisher hatte noch niemand in diesem Lager ihn beim Namen genannt, und jetzt war es ausgerechnet der Lagerkommandant, der das als erster tat, womit er niemals gerechnet hatte.

»Und, bitte, nehmen Sie Platz.«

Wie benommen durch diese Art von Höflichkeit, die er offenbar erst hatte verlernen müssen, um sie jetzt wie ein geradezu unverdientes Geschenk entgegennehmen zu

können, setzte er sich in einen gepolsterten Stuhl mit hölzerner Lehne gegenüber dem mächtigen Schreibtisch des Kommandanten.

»Danke, Herr Kommandant«, kam es zögernd aus seinem Mund.

»Sie können mich ruhig bei meinem Namen nennen«, war die freundliche Replik. »Ich heiße Hans von Geldern und bin Oberstudienrat von Beruf. Meine Fächer sind Deutsch und Französisch. Meine derzeitige Funktion als SS-Obersturmbannführer und Lagerkommandant übe ich erst seit Kriegsbeginn aus, um Volk und Vaterland und natürlich auch dem Führer besser dienen zu können. Außerdem bin ich Mitglied der Gestapo, die, wie Sie vielleicht wissen, viele Verbindungen im Ausland hat. Aber das soll Sie im Augenblick kein bißchen beunruhigen«, fügte er schnell mit einer verbindlichen Geste hinzu und ließ sein Gegenüber nicht aus den Augen.

Er kam aus dem Staunen, das ihm vorübergehend den Mund verschloß, nicht heraus und beobachtete seinerseits den Kommandanten, der ein Mann mittleren Alters mit scharfgeschnittenem Gesicht und schütterem Haar war, eine randlose Brille trug und auf den ersten Blick nicht unsympathisch wirkte. Den Blicken seines Gegenübers standhaltend und auf dessen Schweigen reagierend, in der Absicht, es zu brechen, fuhr der Kommandant, sich auf die Schreibtischplatte stützend, mit leicht vorgebeugtem Oberkörper fort: »Sie werden sich wahrscheinlich fragen, weshalb ich Sie hierherbestellt habe, Herr Dr. Mombert. Nun, das geschah aus mehreren Gründen. Erlauben Sie, daß ich mit dem ersten beginne.«

Die Erstarrung des Gefangenen Y 27 alias Dr. Alfred Mombert löste sich. Ein nervöses Zucken lief über sein Gesicht. Seine Augen öffneten sich weit.

»Darf ich Ihnen eine Frage stellen, Herr von Geldern?«

»Selbstverständlich. Fragen Sie!«

»Woher kennen Sie meinen Namen?«

Der Kommandant lehnte sich in seinem Sessel zurück und öffnete eine Schreibtischschublade, der er einen grünen Aktenordner und mehrere Schreibutensilien entnahm.

»Wir führen genau Buch über alle Ankömmlinge in Gurs und tragen ihre Namen in eine Liste ein, die nach den Nummern der Gefangenen geordnet ist. Hinter jeder Nummer steht ein Name, der allerdings nur mir und dem mir unmittelbar zugeordneten Stab bekannt ist. Für das Lagerpersonal existieren Sie offiziell nur unter Ihrer Nummer. Sie werden sich bestimmt noch erinnern, daß man Ihnen vor der Einweisung Ihren Personalausweis abgenommen hat.«

Der Gefangene nickte und öffnete behutsam den Mund zu einer weiteren Frage.

»Dann gehe ich also nicht fehl in der Annahme, daß ich für Sie, den Kommandanten Hans von Geldern, als Person existiere und Sie mit mir, dem Gefangenen Alfred Mombert, ein persönliches Gespräch führen wollen?«

»Sie haben mich richtig verstanden, Herr Dr. Mombert«, antwortete der Kommandant ohne jede Gefühlsregung. »Und Ihre Beschreibung des Sachverhalts im Hinblick auf unsere gegenwärtige Beziehung ist de iure einwandfrei, was von einem ausgebildeten Juristen übrigens nicht anders zu erwarten war«, fügte er mit einer leichten Verneigung des Kopfes hinzu.

»Sie wissen offenbar noch mehr über mich als bloß meinen Namen«, sagte der Gefangene, ohne die Höflichkeit zu erwidern. »Sagen Sie mir jetzt bitte, was Sie mir sagen wollten und weshalb Sie mich hierherbestellt haben.«

Der Kommandant zögerte einen Moment, denn das Gespräch begann, eine für beide unvermutete Wendung zu nehmen. Dann nahm er plötzlich Haltung an und sagte in beinahe steifem Tonfall. »Es liegen mehrere Beschwerden über Sie vor. Ich bin gezwungen, den Gründen dieser

Beschwerden nachzugehen und Sie aufzufordern, Ihr diesbezügliches Verhalten zu ändern.«

Der Gefangene warf dem Kommandanten einen fragenden Blick zu, wagte aber diesmal nicht, ihn zu unterbrechen.

»Sie haben den Hitlergruß verweigert«, fuhr dieser fort, »was Sie nicht hätten tun dürfen. Abgesehen davon, ob Sie überhaupt in der Lage sind, die Größe unseres Führers und seiner Intentionen zu erkennen, was ich nicht beurteilen kann, haben Sie mit dieser Weigerung uns alle – die Mitglieder dieses Lagers, die auf den Führer vereidigt sind und geschworen haben, ihm bis in den Tod zu folgen – vor den Kopf gestoßen und aufs Schwerste beleidigt ...«

»Ich bin dafür geschlagen worden«, wagte der Gefangene jetzt vorsichtig einzuwenden, »und war mehrere Tage unfähig, mich zu bewegen.«

»Das haben Sie ausschließlich sich selbst zuzuschreiben«, korrigierte der Kommandant streng, aber nicht unfreundlich. »Für ein solches Sakrileg kann keine Strafe zu hoch sein. Was erwarten Sie denn von unseren einfachen Aufsehern und SS-Beamten? Glauben Sie, die tun etwas anderes als ihre Pflicht? Und da sie niemanden persönlich kennen, behandeln sie – den, zugegeben, harten Bedingungen des Lagerlebens entsprechend – alle gleich. Sie sind keine Ausnahme, verstehen Sie.«

»Aber Sie – Sie hätten mich doch nicht geschlagen. Sie schlagen mich auch jetzt nicht, sondern sprechen mit mir.«

»Nein, ich hätte Sie nicht geschlagen. Ich schlage überhaupt niemanden. Aber ich wäre – im Falle fortgesetzter Weigerung – gezwungen, Sie standrechtlich erschießen zu lassen.«

Der Gefangene Alfred Mombert zuckte zusammen. Dabei fiel sein Blick auf das große Hitlerbild, das an der Wand hinter dem Schreibtisch des Kommandanten hing und den »Führer und Reichskanzler« in brauner Uniform

unter einer Hakenkreuzfahne und in der typischen steifen Haltung zeigte, in der er sich auch der Öffentlichkeit als »Kämpfer« zu präsentieren pflegte.

»Wie ich gehört habe«, fuhr der Kommandant, dem die Reaktion des Gefangenen auf seine letzte Bemerkung nicht entgangen war, fort, »haben Sie sich in der letzten Zeit angewöhnt, wenigstens formell den Hitlergruß zu erwidern, was allerdings angesichts der Tatsache, daß Sie niemals zuerst grüßen, kein großer Fortschritt ist. Immerhin haben Sie sich den Gepflogenheiten des Lagerlebens angepaßt und stoßen die Aufseher nicht mehr unmittelbar vor den Kopf. Ich könnte mich damit zufrieden geben, indem ich davon ausgehe, daß Ihre wirkliche Überzeugung hier nicht zur Debatte steht. Gurs ist kein Umerziehungs-, sondern ein Arbeits- und Straflager. Und Sie sind schließlich nicht wegen Ihrer Überzeugung hier eingewiesen worden, sondern wegen Ihrer jüdischen Abstammung.«

»Aber Sie geben sich dennoch nicht zufrieden?« warf der Gefangene in beinahe vorlauter Neugier ein.

Hans von Geldern lächelte. »Ich gebe mich deshalb mit Ihrem Verhalten nicht zufrieden, weil Sie nicht nur Jude, sondern auch Deutscher sind. Und als Deutscher müßten Sie eigentlich das Großartige und Neue, müßten Sie den revolutionären Grundgedanken der nationalsozialistischen Weltanschauung verstehen, deren Repräsentant der Führer Adolf Hitler ist.«

»Sie muten mir also zu, daß ich als Deutscher über den Dingen stehe und die Maßnahmen verstehe oder gar billige, die man gegen mich als Juden ergriffen hat. Worin besteht denn der revolutionäre Kern der nationalsozialistischen Weltanschauung?«

»Er besteht im Kampf um den Sieg der arischen Rasse«, antwortete der Kommandant, ohne die Stimme zu erheben, aber mit Überzeugung. »Dieser Kampf steht unter einem gottgewollten Gesetz, an dem auch der Führer

nichts ändern kann und dem gegenüber er sich selbst bloß als Werkzeug der Vorsehung versteht. Wir alle kämpfen diesen Kampf – als Sieger oder Verlierer – auf der ganzen Welt. Die Deutschen bilden die Vorhut in diesem gerechten Krieg des Lichtes gegen die Finsternis, den das Licht nicht anders als gewinnen kann, und der Hauptgegner ist und bleibt – das internationale Judentum.«

Schweigen senkte sich einen Augenblick zwischen die beiden, als Ausdruck eines unüberbrückbaren Gegensatzes zwischen der Gedankenwelt des einen und des anderen. In dieser drückenden Phase, in der ein Fortgang des Gesprächs eigentlich nicht mehr möglich schien und der Kommandant nach einem Vorwand zu suchen begann, es gewaltsam zu beenden, ergriff als erster der Gefangene wieder das Wort: »Offenheit gegen Offenheit, Herr von Geldern, wenn Sie erlauben. Ich kann nicht anders als Ihnen die Wahrheit aus meiner Sicht sagen, denn Sie haben mich dazu herausgefordert. Sie haben mich nicht überzeugt. Sie können mich nicht überzeugen, denn dieses gottgewollte Gesetz und diese Theorie, von denen Sie reden, sind purer Wahnsinn. *Den Arier* und *den Juden* gibt es nicht. Es gibt noch nicht einmal *den Deutschen* als Vertreter der arischen Rasse. Nehmen Sie zum Beispiel mich. Ich bin Deutscher und Jude, nicht zu gleichen Teilen, sondern beides in einem. Wenn Ihre Theorie richtig wäre, müßte ich mich selbst bekämpfen und mich wie alle anderen deutschen Juden ausrotten. Individueller und kollektiver Selbstmord wären die einzigen Lösungen für unser Problem. Ich setze dagegen die Synthese von Deutschtum und Judentum, die Suche nach einer neuen – kosmischen – Heimat, nach einem neuen Heimat-Urgefühl. Das ist das Thema und die Grundvision meiner Dichtung ...«

»Ich bin seit vielen Jahren ein Kenner und Verehrer der Werke Alfred Momberts, deren sprachlichen Reichtum ich bewundere«, fiel von Geldern schnell ein. »Aber

leider bringt uns das der Lösung unseres Problems nicht näher.«

Der Gefangene sah wieder auf das Bild des Führers, dessen Gesichtszüge sich zu verzerren schienen, während seine Augen in verzehrendem Haß auf den Betrachter starrten und seine Faust sich drohend ballte, um ihn zu vernichten ... Dann löste es sich auf und verschwand mit dem Schreibtisch, dem Kommandanten unter und der Wand hinter ihm. Mombert starrte in die vollkommene Finsternis des Alls, in unendliche Tiefen, in denen die Welt – die Blüte des Chaos – tanzte. Sie kam näher, während ihr rotes Licht den Raum erfüllte, ihn, um sein Zentrum kreisend, erleuchtete; tanzte näher und näher, tanzte auf den Dichter zu, um sich wie eine Braut in seine Arme zu stürzen ...

»Geht es Ihnen nicht gut, Herr Dr. Mombert? Soll ich Schwester Veronika holen lassen?« hörte er die Stimme des Kommandanten wie aus unendlicher Ferne und erwachte jäh aus seinem Traum.

»Aus Gründen des Schaubaren ruft Unschaubares«, murmelte er statt einer Antwort vor sich hin, um sich dann aufzurichten und die Gestalt Hans von Gelderns ihm gegenüber hinter seinem Schreibtisch wieder deutlich wahrzunehmen.

»Danke, es geht mir gut«, setzte er kurz hinzu. »Ich war nur eben nicht in diesem Raum, sondern in einer anderen Welt ...«

»Sie waren in Ihrer eigenen Welt, in der Welt Ihrer Visionen, in die Ihnen keiner folgen kann und in die Sie keinen hineinlassen. Sehe ich das richtig? Sie sind ein großer Dichter, einer der größten unseres Jahrhunderts. Nur bei Hölderlin und Nietzsche habe ich solche Metaphern und Visionen gefunden. Aber Sie sind auch ein Fremdling in unserer Welt; Sie gehören nicht ins Heute, sondern eher ins Gestern und Morgen. Wir Deutschen aber, die

wir überzeugte Nationalsozialisten sind, leben und arbeiten in der Gegenwart, um die Zukunft zu gestalten. Deswegen bleibt Ihnen gar nichts anderes übrig, als sich unseren Bedingungen zu unterwerfen.«

»Heißt das, daß ich mich den Bedingungen dieses Lagerlebens zu unterwerfen habe, wie es nun einmal ist?«

»Genau das heißt es.«

»Noch eine Frage, Herr von Geldern: Wo ist meine Schwester Miriam?«

»Ihre Schwester ist in einem unserer Frauenhäuser auf der anderen Seite des Lagers untergebracht. Wir achten streng darauf, daß Männer und Frauen voneinander getrennt leben und arbeiten. Dadurch vermeiden wir unliebsame Zwischenfälle. Ich werde aber dafür sorgen, daß Sie Ihre Schwester sehen und kurz mit ihr sprechen können.«

»Danke.«

»Arbeiten Sie an einem neuen Werk?«

»Ja, an meiner letzten Dichtung: Sfaira der Alte. Zweiter Teil. Es ist eine Art Versepos, in freien Rhythmen natürlich, wie das meiste, das ich geschrieben habe.«

»Ich werde veranlassen, daß Sie Schreibzeug und Papier bekommen und jeden Sonntag zwei Stunden – natürlich unter strenger Aufsicht – an Ihrem neuen Werk arbeiten können. Ich bitte Sie, mir dann nach ein paar Wochen das Geschriebene auszuhändigen, weil ich es gerne lesen möchte.«

»Danke, Herr von Geldern.«

Der Kommandant räusperte sich und schlug den geöffneten Aktenordner vor sich auf dem Schreibtisch wieder zu.

»Das ist noch nicht alles, was ich Ihnen zu sagen habe«, schloß er die Unterredung. »Aber die Dinge, die das betreffen, sind noch nicht spruchreif. Jetzt müssen wir erst einmal sehen, wie Sie mit Ihrer neuen Arbeit vorankommen.«

6.

Der Winter schien kein Ende nehmen zu wollen. Die Tage verliefen eintönig und gingen – einer wie der andere – unter einem grauen Himmel dahin, der das Tal bedeckte und mit den Felswänden und Bergmassiven, die es einfaßten, fast ununterscheidbar verschmolz. Eine dünne Schnee- und Eisdecke hatte den Boden des Lagers und die Dächer der Baracken überzogen und fror täglich fester. Auch in den schlecht beheizten Innenräumen war es vor Kälte ohne Winterzeug bald nicht mehr auszuhalten, und man konnte ohne die Gefahr, auszurutschen und hinzu-fallen, nur über die schmalen Wege gehen, die einige Häftlinge mit Sand bestreut hatten. Trotzdem gab es immer wieder Unfälle, denn die Aufseher trieben zur Eile und duldeten keine Verzögerung der Arbeit. So wurden fast jeden Tag Häftlinge, die gestürzt waren, mit gebrochenen Armen oder Beinen, manchmal auch mit erfrorenen Gliedmaßen in die Unfallstation eingeliefert.

So wurde er eines Tages Zeuge eines Unfalls, der tödlich enden sollte. Pater Georges, der mit ihm zusammen den Innendienst in der Baracke IV versah, stürzte auf dem Weg zur Abfallgrube über seinen Eimer, den er kurz abgesetzt hatte, und – stand nicht wieder auf. Er starb drei Tage später in der Unfallstation. Alfred hatte keine Gelegenheit mehr, auch nur ein einziges Wort mit ihm zu sprechen. Er sah nur noch, wie ihn zwei Wärter auf einer Tragbahre fortschleppten und in eine Senkgrube am Rand des Lagers warfen, in der – wie er später zufällig sah – schon andere Leichen von Häftlingen lagen. Es war das Massengrab von Gurs, in dem die Toten nicht begraben, nicht einmal verscharrt, sondern nur mit einer Schaufel Erde oder Schnee zugedeckt wurden.

Durch den Verlust von Pater Georges wurde er sich mehr und mehr seiner vollkommenen Einsamkeit bewußt. Es hatte zwischen ihnen ein beinahe wortloses Einverständnis gegeben, das keiner näheren Aussprache bedurfte. Sie hatten sich häufig nur mit Blicken oder kurzen Zitaten aus dem »Bhagavadgita«, von Firdusi oder Blake verständigt. Sie liebten beide »Les Fleurs du Mal« von Baudelaire und die »Eloges« von Saint-John Perse, der übrigens im gleichen Jahr, in dem Pater Georges und er selbst in Gurs eingeliefert wurden, in Paris von der Gestapo seiner Ämter enthoben worden war. Baudelaire nannte der Pater einen Heiligen, dem seine Liebe zu den niedrigsten Geschöpfen Gottes im Himmel Verzeihung für seine Sünden erwirkt habe. Wenn sie einander unter normalen Umständen kennengelernt hätten, wäre bei ihnen wahrscheinlich wenig Gemeinsames zu finden gewesen. Sie glaubten ja noch nicht einmal an denselben Gott, das heißt, er selbst – Alfred Mombert – glaubte an überhaupt keinen Gott außer dem, der ihm in seinen Visionen erschien und Gegenstand seiner Dichtung wurde. Für ihn war »Gott vom Schöpferstuhl gefallen, hinunter in die Donnerhallen des Lebens und der Liebe«. Pater Georges war ein strenggläubiger katholischer Priester und außerdem ein politischer Kämpfer gegen das Vichy-Regime gewesen, während er sich nie politisch betätigt und völlig passiv seiner Verhaftung entgegengesehen hatte. Aber nun, da ihm der Freund durch den Tod entrissen worden war, erschienen ihm solche Unterschiede ganz und gar unwesentlich.

Während der folgenden Wochen wachsender Verein-samung gab er die Hoffnung nicht auf, seine Schwester Miriam, die seinem Herzen so nahestand, wenigstens wiederzusehen, wenn er schon nicht mit ihr zusammensein durfte. Er war ihr nur zufällig beim Transport ins Lager begegnet und seitdem nicht mehr, konnte also nicht ganz sicher sein, daß sie noch lebte, obgleich der Kommandant

ihm das bestätigt und zugleich versprochen hatte, ein Wiedersehen zwischen ihnen zu ermöglichen. Der Gedanke an sie mußte ihm also bis jetzt ihre Gegenwart ersetzen und würde es weiter tun müssen, wenn die Begegnung nicht bald zustande käme. Er selbst hatte keine Möglichkeit, den Kommandanten an sein Versprechen zu erinnern, denn er wurde nach jener längeren Unterredung nicht mehr vorgelassen. Im übrigen mußte er sich bei seinen vergeblichen Versuchen, den Kommandanten zu sprechen, sagen, daß auch das erste Gespräch nicht auf seine Bitte hin stattgefunden hatte, sondern auf Befehl des Kommandanten. Herr von Geldern erkundigte sich lediglich in größeren Abständen nach dem Stand des Manuskripts, an dem er arbeiten durfte, und nahm ein paar Seiten zum Lesen mit, war aber sonst so kurz angebunden wie möglich.

Umso mehr überraschte es ihn, als er eines Morgens Mitte Februar unsanft von zwei SS-Leuten aus dem Schlaf geweckt und barsch aufgefordert wurde, sich anzuziehen und mitzukommen. Während die anderen Häftlinge in lockeren Haufen die Baracken verließen, um dann unter Aufsicht ihrer Wärter feste Arbeitskolonnen zu bilden, folgte er seinen zwei Aufsehern über den Platz bis an den äußeren Rand des Lagers, der durch einen Stacheldrahtzaun begrenzt wurde. Wenige Meter jenseits des Zauns befanden sich drei weitere – etwas kleinere – Wellblechbaracken, die sogenannten »Frauenhäuser«, von denen der Kommandant gesprochen hatte. Nachdem die beiden Wärter dem Zaun so nahe wie möglich gekommen waren, blieben sie ruckartig stehen, ergriffen den Gefangenen, nahmen ihn in ihre Mitte und stießen mehrere scharfe Pfiffe aus. Auf der anderen Seite antworteten Stimmen – helle Frauenstimmen, wie er zu hören glaubte, und dann näherten sich durch den Nebel langsam drei Gestalten in langen Mänteln, bis auch sie dicht vor dem Zaun ihm und seinen Wärtern gegenüber stehenblieben. Die mittlere der

drei Frauen war Miriam, die von den beiden anderen – wie er von seinen Aufsehern – festgehalten wurde. Aber plötzlich ließen sie sie los und traten einen Schritt zurück. Auch er wurde wider Erwarten für einen Moment freigelassen.

»Miriam!«

»Alfred!«

Sie fanden keine Worte. Er sah ihr blasses, abgehärtetes Gesicht, das von Tränenspuren gezeichnet war, über das auch jetzt wieder Tränen liefen – Tränen der Freude über das Wiedersehen und zugleich der Verzweiflung, auf der anderen Seite dieses Zauns stehen zu müssen und ihn nicht berühren zu können. Er sah ihre wunderbaren dunklen Haare, die sie früher offen getragen hatte und die jetzt hinten in einem Knoten zusammengebunden waren, durchzogen von ein paar silbergrauen Strähnen. Dabei versuchte er sich vorzustellen, wie er selber ausah, sich mit ihren Augen ins Gesicht zu sehen, und erschrak. Da war ein alter Mann mit müdem Gesichtsausdruck, dessen Augen nicht mehr wie früher Feuer sprühten, sondern traurig blickten, voll tiefer Trauer über alles, was war und ist. Aber er vergaß nicht, daß sie, auch wenn sie ihn oft nicht hatte verstehen und seinem dichterischen Höhenflug nicht immer hatte folgen können, ihm der liebste und nächste Mensch gewesen und bis heute geblieben war.

»Miriam«, sagte er zum zweiten Mal und machte einen erneuten Anlauf, ihr etwas zu sagen, das er ihr sagen zu müssen glaubte. Aber seine Aufseher hinderten ihn daran, indem sie ihn hart bei den Armen packten und wieder in ihre Mitte nahmen.

»Schluß jetzt!« sagte der eine wütend. »Wenn ihr euch weiter nichts zu sagen habt, kommt ihr zurück ins Lager. Arbeiten ist immer noch besser als Maulaffen feilhalten.« Auch Miriam wurde von ihren beiden Wärterinnen wieder in die Mitte genommen und sollte abgeführt werden. Da gab er sich einen Ruck, richtete sich so hoch auf, wie

er konnte, und rief, Schwäche und Mutlosigkeit überwindend, laut über den Zaun und über alle Zäune der Welt: »Halt aus! Bald werden wir frei sein.«

Ihm war, als könne er das Echo in ihrem Herzen hören, obgleich er sie nicht mehr sah und einen kräftigen Stoß in die Rippen bekam. Nach wenigen Minuten war alles vergessen, als er sich in seiner Baracke wiederfand und mit der täglichen Arbeit begann. Er war wieder allein, allein wie nie zuvor.

Als er über den Platz ging, um einen Abfalleimer auszuleeren, streiften ihn mißtrauische, fast feindliche Blicke. Die Häftlinge, die sonst gleichgültig an ihm vorüberschlurften und keinerlei Notiz von ihm nahmen, schienen ihm jetzt auszuweichen – einige machten sogar einen großen Bogen um ihn. Er fühlte sich von weitem beobachtet und sah, wie einige die Köpfe zusammensteckten. Sie wurden allerdings sofort wieder von einem SS-Mann, der in der Nähe auf seinem Posten stand, auseinandergetrieben; eine Verschwörung – egal, gegen wen sie gerichtet war – konnte nicht geduldet werden. Es mußte irgendwie durchgesickert sein, daß er Gelegenheit bekommen hatte, während der Arbeitszeit Kontakt mit einer Frau – seiner Frau, seiner Schwester oder wer immer es war – aufzunehmen. Das war eine Art von Sonderbehandlung, die ihm zuteil wurde und den Graben zwischen ihm und seinen Mithäftlingen vertiefte, ohne daß er etwas dagegen tun konnte. Sogar das Wort »Freilassung« wurde in seiner Nähe mißgünstig geflüstert, und er mußte sich immer wieder daran erinnern, daß er tatsächlich in einem Anfall hoffnungsvollen Übermuts seiner Schwester etwas zugerufen hatte, von dem er selbst nicht wußte, woher er plötzlich den Mut dazu genommen hatte.

Was blieb, war »Sfaira der Alte« – sein jüngstes Buch. Er mußte es vollenden, sogar oder gerade in dieser furchtbaren Einsamkeit, in dieser »Baracken-Winter-Finsternis« des Grauens, die Sfaira durchleiden mußte, bevor er die

Reise in den Orient antrat, um die Länder seines Ursprungs kennenzulernen. Sfaira war einst ein junger, lichter Geist gewesen, der hoch über der Erde im dünnen, durchsichtigen Äther schwebte. Sfaira der Alte, ein welt- erfahrener Geist, trunken von Glück und wissend um das Leid, stieg auf die Erde herab, um seinen Dankgesang an den Feigenbaum zu singen. »Wie süß ist der Tod!« sang er. »Wie süß ist deine Frucht!«

7.

Auch im Februar und im März waren die Tage erst noch einförmig und kalt. Aber als es zu tauen begann und der Schnee allmählich in Regen übergang, kam auch die Sonne wieder und brach sich mit ihren Strahlen Bahn durch den grauen Wolkenhimmel. Als das Frühjahr begann, hörte es auf zu regnen, und die Sonne brannte von einem azurblauen Himmel herab direkt auf das kleine Tal nieder, in dem sich das Lager und das Dorf befanden. Gleichzeitig kam ein eisiger Wind – der berühmt-berüchtigte Mistral – von den Bergen her, der die Gefangenen, die draußen im Steinbruch, am Rebenhang oder im Rübenacker arbeiteten, zwang, sich gleichermaßen gegen Sonne und Wind, gegen Brand und Kälte zu schützen. In allen erwachte die Hoffnung auf ein neues Leben, wie sie der Frühling immer wieder mit sich bringt, obgleich sie doch wußten, daß es für sie hier kein neues Leben geben würde.

Auch in ihm erwachte wie bisher stets die Hoffnung auf die Zukunft, die beinahe zur Gewißheit wurde – zur Gewißheit, daß auch das dunkelste und kälteste Leid überwunden werden müsse und könne und man am Ende des längsten Tunnels wieder Licht sehen werde. Natürlich wußte er, daß diese Hoffnung und diese Gewißheit sehr enge Grenzen hatten. Er war zu alt, um ernsthaft daran zu glauben, daß seinem Werk noch zu Lebzeiten ein großer

Erfolg beschieden sein werde. Aber zu Ende bringen, vollenden wollte er es, auch in diesem Lager, wenn es sein mußte. Sollten zukünftige Generationen darüber befinden, ob etwas und was daran sei, wenn die jetzt Lebenden dazu nicht in der Lage waren. Seine älteren Freunde wie Richard Dehmel, der ihn verstanden und gefördert hatte, waren längst gestorben. Aber Hans Carossa, Hans Reinhart, Friedrich Kurt Benndorf, Richard Benz und manch anderer lebten noch. Sie hatten über ihn geschrieben, hatten seine Werke interpretiert und einer breiteren Leserschaft verständlich zu machen gesucht. Sie würden auch jetzt und in Zukunft Fürsprecher seiner Dichtung sein und vielleicht sogar versuchen, ihn aus seiner Gefangenschaft zu befreien, damit er sein Lebenswerk ohne Zwang und in einer Umgebung, die ihm entsprach, vollenden konnte.

Und Hans von Geldern, der Lagerkommandant? Die Begegnung mit ihm war eine der seltsamsten seines Lebens, und die Umstände, unter denen sie zustande kam, steckten voller unauflöslicher Widersprüche.

Der überzeugte Nationalsozialist und SS-Führer, der ein Kenner und Verehrer seiner Dichtung zu sein schien, konnte in seiner Funktion als Lagerkommandant zwar zulassen, daß er daran arbeitete, war jedoch nicht in der Lage, etwas für seine Freilassung zu tun. Würde er sie aber verhindern? Hatte er nicht selbst Andeutungen darüber gemacht, daß es Dinge gebe, die noch nicht spruchreif seien, daß er aber dann, wenn sie so weit gediehen seien, wieder mit ihm zu reden habe? Alle Zweifel wegscheuend, war er trotz seines andauernden schlechten Gesundheitszustandes – auch der Frühling konnte daran nichts ändern – nicht bereit, dieses Versprechen anders als ein weiteres Zeichen der Hoffnung anzusehen. Natürlich konnte er – isoliert, wie er jetzt war – mit niemandem darüber reden; was umso besser war, als es ihm nur noch

mehr Neider und Feinde eingebracht hätte, als er schon hatte.

Ende März wurde er zum Rübenacker abkommandiert. Die Arbeit, die er hier mit fünf anderen Häftlingen verrichten mußte, war schwerer als der Reinigungsdienst in den Baracken, aber er war den ganzen Tag auf freiem Feld und atmete frische Luft, was seinem körperlichen Befinden – jedenfalls zuerst – sichtlich zugute kam. Er arbeitete mit Spitzhacke und Spaten. Das grobe Rübenkraut mußte gezogen, Unkraut gejätet und die Erde umgegraben werden. Jeder Häftling ging eine Ackerfurche bis zum Ende durch und dann die nächste wieder zurück. Manchmal begegneten sich zwei Häftlinge in der Mitte einer Furche und kehrten dann wieder zurück, um woanders neu anzufangen. Überall auf dem Acker entstanden große Haufen Unkraut, die in regelmäßigen Abständen auf Schubkarren geladen und am Rand des Feldes zu einem ganzen Berg aufgeschichtet wurden. Die Arbeit zog sich über Wochen hin, denn der Acker bedeckte eine Fläche von mehr als einem Hektar und lag auf einem schrägen Hang, was die Arbeit außerordentlich mühevoll machte. Außerdem kontrollierten die Aufseher stündlich jeden Meter und zwangen die Häftlinge, die Erde noch und noch einmal umzugraben, Stoppeln und Unkraut herauszuziehen, wo dies ihrer Meinung nach nicht gründlich genug gemacht worden war.

Im April sorgten Regen und Graupelschauer für Abwechslung und Kühle. Im Mai wurde es warm, schließlich heiß. Die Arbeiter fingen an zu schwitzen; einige entledigten sich ihrer blauen Sträflingsjacken und arbeiteten mit nacktem Oberkörper unter der prallen Sonne. Wenn am Nachmittag oder Abend das Unkraut angezündet wurde, ergriffen die Flammen auch das umliegende dürre Gras und wurden vom Wind weiter nach Süden bis zum angrenzenden Steinbruch getrieben, wo sie zwischen Sand und Klippen verendeten. Manchmal erschien es ihm, als

stünde das ganze Feld in Flammen. Dem Flammenmeer entstieg ein Ungetüm, das mit einer vergifteten Geißel nach ihm schlug, das zischte, das ihn marterte mit seinem Haß und ihn stach mit seinen Abscheu-Gedanken. Er hörte das Geschrei hinter den Hügeln und sah die Geier schwärmen, sah sie am Himmel Ausschau halten nach ihrem Fraß. Er fühlte den Schlag der Peitsche im Rücken und wußte auf einmal, daß der schreckliche Gott, der Geist auf dem brennenden Feld, nur ein kleiner KZ-Aufseher war, der ihn zur Arbeit antreiben und nicht zulassen wollte, daß er in die Welt seiner Visionen entfloh.

»Die Sommer hier unten sind subtropisch«, sagte ein älterer Häftling, der als einer der ersten in Gurs eingeliefert worden war und neben Alfred auf dem Feld arbeitete – auch ein deutscher Jude.

»Du kannst dich auf etwas gefaßt machen.« Diese Ankündigung bewahrheitete sich, als im Juni und Juli eine sengende Hitze das ganze Tal überzog. Die Sonne brannte unbarmherzig, und kein Lüftchen regte sich, um Kühlung zu bringen. Sehnsüchtig blickte mancher nach den Berggipfeln und Gletscherfirnen. Aber sie thronten in unerreichbarer Ferne, und die Hitze war dort höchstwahrscheinlich noch viel größer als hier unten und hätte die, die sich in der Ebene abrackerten, womöglich auf der Stelle getötet. Außer in den Baracken gab es tagsüber so gut wie keinen Schutz vor der Sonne, und die unnachgiebig brütende Hitze setzte bei vielen Gefangenen, die draußen auf dem Feld oder im Steinbruch arbeiteten, Fieberphantasien in Gang, die sie abends stammeln und manchmal mitten in der Nacht im Schlaf laut aufschreien ließen.

Die Hitze dauerte bis weit in den August an. Während dieser Zeit verfielen die meisten Häftlinge in eine Art von glasigem Stumpfsinn und einen Zustand fortwährenden Dahindämmerns, aus dem sie oft tagelang – trotz der ständig anfeuernden Rufe der Aufseher – nicht mehr erwach-

ten. Schläge nützten noch weniger, denn viele brachen unter ihnen zusammen und konnten nicht mehr weiterarbeiten, ja, kaum noch gehen. Die Unfallstation faßte die Menge der Kranken und Schwachen bald nicht mehr. Einige blieben auf dem Feld, im Steinbruch oder auf dem Platz hinter den Baracken einfach liegen, ohne wieder aufzustehen. Sie wurden, wenn sie abends immer noch an der gleichen Stelle lagen, ohne nähere Untersuchung in die Senkgrube am Rand des Lagers geworfen, wo sie, wenn sie noch nicht tot waren, endgültig krepiereten.

Es gab aber auch andere – kräftigere und jüngere – Männer unter ihnen, die trotz oder wegen der Hitze aufbegehrten und sich wehrten. So fiel eines Mittags unter sengender Sonne ein braungebrannter, muskulöser Sträfling im Steinbruch den in der Nähe stehenden Wärter mit seiner Spitzhacke an, mit der er auf dessen Schädel einschlug. Während der Wärter schreiend und blutüberströmt – mit einer klaffenden Kopfwunde – zusammenbrach, versuchte der Gefangene, in einen nahegelegenen Wald, der den südlichen Rand des Tals begrenzte, zu entkommen, wurde aber von einem Aufseher, der sofort die Verfolgung aufgenommen hatte, erschossen, bevor er den Stacheldrahtzaun des Lagers erreicht hatte. Das war der einzige Versuch, die Masse der Häftlinge aus ihrer Lethargie zu wecken, in die sie, nachdem er total fehlgeschlagen und die Aufsicht durch die Wärter erheblich verschärft worden war, allerdings noch tiefer versanken. Und es blieb der einzige.

Seine Träume wuchsen indessen ins Maßlose, Gigantische. Die drei großen schwarzen Vögel warteten nicht länger, sondern flatterten auf und flogen kreischend davon. Die Felswand, an der er riesengroß emporgewachsen war, stürzte zusammen und begrub ihn unter ihren Trümmern. Unter den sengenden Strahlen des grellen Tagesgestirns schrumpfte er zu einem winzigen Insekt, das sich ein Loch in die Erde grub und dort in totenähnlicher Starre

verharrte, bis Stiefelritte es auf- und davonjagten. Die Erde war noch immer rot von Blut, aber er fühlte in der Seele langsam sprießen einen Baum in silbernen Blüten, der in den Himmel wuchs. Um in den Äther seiner Sage zu gelangen, versuchte er, sich mit gestutzten Flügeln an ihm emporzuschwingen, stürzte jedoch ab, als ihn das Licht und die Stürme Atairs überwältigten. Wieder breitete sich die Nacht über ihm aus und verzehrte den glühenden Tag. Er mußte einsehen, daß ihm der letzte Aufschwung nicht geglückt war. Nicht der Himmel war seine Heimat, sondern die Erde. Ihm blieb nichts anderes mehr übrig, als bis ans Ende seiner Tage an der Wurzel des Baumes zu nagen, der seinem Geist entsprossen war.

8.

»Ihre letzte Dichtung wird aller Wahrscheinlichkeit nach Bestand haben, auch wenn sie zur Zeit in Deutschland nicht gedruckt werden kann.«

»Warum haben Sie sie mich dann schreiben lassen?«

»Hätte ich Sie daran hindern beziehungsweise Ihnen keine Gelegenheit dazu geben sollen?«

Der Kommandant Hans von Geldern blätterte nervös in dem Haufen von Manuskriptseiten, die ungeordnet vor ihm auf seinem Schreibtisch lagen, zog einige, die ihn besonders zu interessieren schienen, heraus und legte sie auf die Seite.

»Sie scheinen keine besonders klare Vorstellung darüber zu haben, welche Schwierigkeiten ich mit meinen höchsten Vorgesetzten bekam, als ihnen bekannt wurde, daß ich Ihnen die Erlaubnis zum Schreiben gegeben hatte. Nein, nein, ich mache Ihnen deswegen keinen Vorwurf, fuhr er mit etwas erhobener Stimme fort, senkte sie jedoch gleich wieder. „Ich möchte nur, daß Sie verstehen, daß meine Macht begrenzt ist und auch ich ein Risiko eingegangen bin.«

Der Gefangene Alfred Mombert nickte, zum Zeichen, daß er verstanden habe. Seine Augen aber blickten fragend, als erwarte er weitere Erklärungen, die allesamt in Zweifel zu ziehen seien.

»Der Reichsführer der SS, Heinrich Himmler, bekam einen Tobsuchtsanfall, als er davon hörte, und wollte mich auf der Stelle meines Postens entheben. Nur der alten Rivalität zwischen ihm und Dr. Goebbels, der bekanntlich dem Führer näher steht, habe ich es zu verdanken, daß ich noch Kommandant des Lagers Gurs bin. Und Sie durften auf Grund eines Machtworts des Ministers für Volksaufklärung und Propaganda an Ihrem Werk weiterarbeiten.«

»Dafür bin ich Ihnen zu Dank verpflichtet«, sagte der Gefangene im Ton aufrichtiger Überzeugung. Er dachte einen Augenblick darüber nach, was er und die anderen Häftlinge in diesem Lager durchmachen mußten und daß er tatsächlich ein besonderes Privileg genoß.

»Danken Sie vor allem Hans Carossa«, fügte der Kommandant schnell hinzu, »der bei Goebbels für Sie ein gutes Wort eingelegt und versucht hat, ihm den Rang klarzumachen, den Sie als Dichter beanspruchen können.«

»Ich werde ihm danken, sobald ich die Gelegenheit dazu bekomme.«

»Sie werden sie schon bald bekommen.«

Herr von Geldern räusperte sich und griff nach den Manuskriptseiten, die er vorsorglich beiseite gelegt hatte.

»Ich habe Ihr neues Werk beziehungsweise das, was Sie hier in der Gefangenschaft verfaßt haben, mit Interesse, stellenweise mit Begeisterung gelesen«, sagte der Kommandant langsam und beugte sich über die Seiten, um den Text, der vor ihm lag, noch einmal genau in Augenschein zu nehmen. »Ihre Fähigkeit, alltägliche Ereignisse und Begegnungen auf eine allgemeine, mythische Ebene zu erheben, sie gewissermaßen sinnbildlich zu verewigen, ist wirklich erstaunlich. Die Kraft Ihrer Bilder und Visionen

hat Sie offenbar selbst überwältigt und wirkt daher auch auf andere überwältigend. Jedenfalls ist das der mich beherrschende Eindruck, und ich glaube nicht, daß ich mich darin täusche. Was für mich in diesem Zusammenhang jedoch ausschlaggebend war, ist die Tatsache, daß die Stellen, die Sie offenbar unter dem Eindruck des Erlebens Ihrer Gefangenschaft geschrieben haben, nichts Anklägerisches enthalten und damit als politisch unverdächtig eingestuft werden können.«

»Warum war das ausschlaggebend für Sie?« fragte der Gefangene, obwohl er der Antwort ziemlich sicher sein konnte.

»Wenn aus Ihren Gedichten irgendeine konkrete Anklage oder ein unmittelbarer Angriff auf die nationalsozialistische Weltanschauung, auf ihre Träger oder auch nur auf die ›Häscher‹ – Sie verwenden an einer Stelle diesen Ausdruck ohne jede Polemik – dieses Straflagers hätten herausgelesen werden können, hätte ich Ihnen sofort verbieten müssen, weiterzuschreiben. Nehmen wir zum Beispiel folgendes Gedicht unter der Überschrift BARACKEN-WINTER-FINSTERNIS ...«

Herr von Geldern beugte sich über die Manuskriptseite und las mit der Stimme eines Deutschlehrers, der seinen an sich langweiligen Vortrag durch die gelegentliche Betonung einzelner Wörter so lebhaft wie möglich zu gestalten versucht, was jedoch beim Zuhörer einen eher zwiespältigen Effekt hervorruft:

» – Flüstert mir ins Ohr eine Stimme –
helle Stimme – göttliche Stimme –
einer Gigantin? – einer Titanide?
oder ist es Fantasias Stimme? –
Ist's die Stimme der Zauber-Herrin Erinnerung? –

Sink' auf mich, oh Liebe der Welten! –
Da wandeln sie in ihrer großen Schönheit.

Durch die Schatten Verlorener.
Im Glänze blühend, tanzend
schreiten heran die Göttinnen –
sehen mich nicht –
schreiten über mich hinweg,
über mich, den Schatten –
über mich, die Asche –
über mich, den Staub. –«

Während er die einzelnen Seiten in das übrige Manuskript einordnete, sagte Herr von Geldern. »Das ist wunderbar, sprachlich und rhythmisch. Und es beleidigt mich nicht, obgleich ich weiß, unter welchen Bedingungen dieses Gedicht entstanden ist.«

Es hatte ein ganzes Jahr gedauert, bis es den Bemühungen seiner Schweizer Freunde gelungen war, Alfred Mombert aus der KZ-Haft in Gurs zu befreien. Im Oktober 1941 traf er mit seiner Schwester in Winterthur ein, äußerlich scheinbar ungebrochen. Aber bald meldete sich, als Folge des Lageraufenthalts, das unheilbare Leiden, dem er, nach einem friedlichen Winter, am 8. April 1942 erlag. Wenige Wochen zuvor, am 6. Februar, hatte ihm Hans Reinhart zu seinem 70. Geburtstag noch sein letztes Werk, das in der Gefangenschaft begonnen worden war, gedruckt überreichen können.

Die Asche des Toten wurde – das war sein letzter Wille gewesen – in alle Winde zerstreut.

Gedichte

Dasein im Wind

Ein Rohr schwankt,
Windesbeute,
und tausend Rohre schwanken.
Himmlisches Kind
bahnte sich Wellen vom See.
Grau tanzen sie heran.
Der Lümmel leert Backen und Balg
bis ins harrende Schilf.

Spritzer fliegen auf
und Möwenschreie.
Nur der stumme schwarze Wächter mit der Haube
sorgt
und läßt die Brut nicht aus den Augen.
Er weiß:
Biegsames bricht nicht,
dehnt sich jünger in sich
und reift ohne Stütze.

Nicht bricht das Rohr,
du Schaum auf der Welle,
vom Winde verspritzt.
Das solltest du wissen.
Es schwankt nur
immer
hierhin,
dorthin.

Du,
der getaucht in den Urstrom
immer aufs neue zur Woge entquoll.

Du –
das solltest du wissen,
immer hierhin, dorthin jagend
Gejagter –
Dasein im Wind.

Segel im Wind

An das Weiße im Dreieck
oder woran knüpfte jemand
die Hoffnung?
An Mast oder Bug ein verlängerter Wellenkamm,
Dreizack oder Nereidenfinger,
aufgeworfen vom blauen Grund
in die buntschäumende Verheißung?

Wasserdicht
ist das Gewebe aus Hanf.
Schräggestellt
sollst du Gebauschtes
den Winkel: Windrichtung – Kiel halbieren
und die Abtrift verringern.

Aber hör auf den Wind.
Bleib nicht in der Bucht.
Hör auf die Möwen
Hör auf das Meer.

Bleib nicht in der Bucht.
Hier bist unter Badenden
du nur ein hübsches Gebläh
und nicht einmal rotgestreift.
Flieh den Leuchtturm, den Holzsteg, die Sandbank.

Hier stehst du

im Bannkreis des Beobachters,
der den Sand von seinen Schuhen klopft,
dich an Schornsteinen, Schleusen und Zerstörern mißt,
und abends
unter Aufsicht der Scheinwerfer.

Hör auf den Wind.
Hör auf die Möwen.
Hör auf das Meer.
Dort bist du vielleicht eine Weile
ein Segel,
das singt.

Die Nacht kommt

Wälder am Abhang
röcheln im Schlaf.
Hähers Haube
duckt sich
ins Daunenversteck.

Der Pinie kahle Schwingen,
der Fichte sanfter Fittich
hängen
weich
herab.
Alle Bäume falten ihre Blätter.

Krallen,
versunken
im blutig gestäubten Nackengefieder der Dämmerung.
Weherufe,
ertrunken
im Dunkel der Tannen.

Die Nacht kommt.

Träumend
und im Erwachen
rollt sich die Finsternis
wie ein Wiesel
zusammen.

Mond-Massaker

Licht
zerbrach die Säulen
eines Heiligtums:
der Nacht.

Zerspellten Horizont
durchjagen
Taubenschwärme
aus dem wunden Lächeln der Auguren.
Wo ein Ton
über der Stille thronte,
wogend
sichert und äst
Geheul.

Rauch:
von den Opfern der Weisheit
gefällt.
Blutend
ins wagende Dunkel
geritzt:
Schalen,
Brandopfer,
Eingeweide.

Mondlicht mit Messern
bohrt
in dem Saft.

Ohr der Nacht

Lauscher in der Nacht
der lebendigen:

Einer setzt das alte Methorn an den Mund
er berauscht sich an allen Meeren
hörst du ihn schlürfen
schlucken
und stöhnen vor Satttheit?

Hörst du?
Es sind Logos-Lippen
sein in der Stillung steigender Durst
Logos trinkt alle frischen Füllhörner leer
Sagen und jeden Gesang aus Duft und Granit
in seinem Magen begegnen sich die Meere
die schwimmenden Inseln der Paradiesvögel
mit Palmen und Liedern aus lockeren Märchen
vom felsigen Himmel herab
triefte wieder die Leere.

Hörst du dies:
Aber der Raum, Ohr der lebendigen Nacht,
triefte jetzt wieder
von Leere?

Er trinkt auch dich in sich zurück
sein letzter Schluck ein Seufzer der Sättigung
klagend über der kahlen Tiefe

eingehängt ins mantellos zitternde Nichts
schwebend
wo alles schwand und erstarrte
schwebend –
ein ewiger Ton.

Nach dem Regen

In Wasserstürzen
fallend
über den blassen Rand des Himmels
sahen wir
zum ersten Mal
das Glühen der Leuchtkäfer.

Ungewarnt
machten wir die Reise im Regen.
Wir fanden zur Erde zurück
ohne uns zu verletzen.

Im Dunkel
verstummt Sirene.
Wälder.
Es regnet
Stille herab.

Gehen wir.

Leise
knirscht die Welt
in ihren Angeln.
Gedichte aus »Fallende Kadenz«

Mündet in die vergehende Zeit

Atem Preßluft der Häscher
mündet in die vergehende Zeit
Flucht unter den Rohren
schwellt die Kanalisation
Mauer da ist sie
zerbrochen im Licht
Fliesen scheuert Hoffnung.

Ins Dunkel gekrallt
hält er die fliehende Dämmerung fest
Flüchtling
im Fleisch
Schweiß und Verschwörer
todgeweiht
unter dem Torbogen der Verzweiflung.

Schuldloses Fleisch
hinter Zuggittern
bei wachsamen Gewehren
bleibt hängen
an Kolbenschlägen
zuckt und schreit
auch wenn sie sich langsam entfernen.

Unter den Dächern aller Waggons
an den Mauern
aller kreisenden Gefängnisse
hängt rot
der Aufschrei zahllosen Viehs
mündet in die vergehende Zeit
in die Weichheit der Sessel
des unbekanntes Gerichts.

In der Asche

Weißglut
glimmend
Cantus
firmus
im Choral
schläft
die Glut
der Fackeln

tanzen
traumblau
Gesichter

träumen

Engel
Paradies und
Boten

Rache der Insekten

Tag des Gerichts:

Alle am Glühlicht verbrannten Insekten
stehen auf
aus ihren Lampenschirmgräbern

Nachtschwärmer
Mücken und Fliegen
jeder bis dato erforschten
und unerforschten Spezies
streuen brennendes Wachs
weit über die Erde

mit dem Friedensgruß
wird ihnen gehuldigt

aber Palmenzweige
fangen Feuer
und die Menschen
sterben en masse
wie einstmals die Fliegen

Musik von Sibelius

1

Der Berg
der stehenbleibt inmitten der Flut
aus Akkorden
wie eine Scholle im Eismeer
ist traurig

Bäume
sind unverbundene Klänge
und ändern nichts

Lummen
schwärmen: stummer Gletscherschrei
zu Tausenden

erst Wolkenaufriß
am fliehenden Horizont
schickt die Sturmflut in die Stille zurück
und läßt Sonne
in die Sage

2

Tapio
der finnische Wälder sang
Väinämöinen
der auf dem Sonnenstrahl ritt
zum Regenbogen
zum Spinnrad von Pohjolas Tochter
Lemminkäinen
der heimwärts zog
von den Jungfrau von Saari
Fährmann
der in Tuonelas Tiefen tauchte

auf dem Rücken des Schwans
Türmer
für immer bestellt
auf verborgenem Eiland
ein Reiter durch die Nacht
in den Aufgang der Sonne –

sie schwanden hin
in den Mund der Posaunen
und priesen Millionen Jahre
als einen herrlichen Augenblick

3

Schwung über Saaten
Felder
Umschau auf Gipfeln
in Wolken
Rollen
in Gewittern

128

pfiff
auf gigantischen Kämmen
des Ozeans

folgte
unsichtbaren Vogelzügen
dem Ruf der Kraniche
unfallbaren Wellen
der Wälder
Gedichte aus »Hinter dem Augenlid«

Gefährten der Fantasie

Seit einiger Zeit
gibt es
Störungen
in der Atmosphäre.

Ich beobachte
den Rauch über
einer europäischen Festlandskneipe.
Ein anderer zählt die Wolken
und ordnet sie
in alphabetischer Reihenfolge.
Der dritte der
uns begegnet
übermalt
Zahlen und Adjektive
mit ihnen entflohenen
Farben.

Wir werfen Namen aus
zu den namenlosen Titelblättern
des Heute
und malen

närrische Menetekel
an wenig sichtbare
Wände.

Wir drei Spaßmacher
gelten jetzt schon
als die Propheten
von morgen.

Frage

Ontologie des
Zwischen
Himmel
und

Erde:

Rasend
schlagen deine Pulse
und dein Herz
will es
zerspringen?

Wanderprediger

Verweht: Sand
Gottesbefehl
unter der Sonne
Ägyptens.

Trägt steinerne
Tafeln

auf dem Rücken
stöhnt wie Moses auf dem
Sinai.

Papier und Lumpen
ein loses Bündel
aber
Gottes Gebot
in der Mähne
schüttelnd.

Für die Riesenrochen

Sandfarben
gleitest du wenn
sich die Schleierschwänze küssen
und das gierige Muränen-Auge
nach Tiefkühlkost
schreit.

Grauer Engel der Vorzeit –
überschattend
den Tanz der Kugelfische
um einen Fraß
um eine Faser
auf buckligen leeren Schneckengehäusen
niemals eingereicht in
die Koloraturen und Kolonien
singender saugender Muschelkinder –

Bote von anderswoher und anderswohin:

Er zieht vorbei
an den Korallenbänken
geht nicht ein in den Streit

der Großmaulfische die
immer hämisch
von rechts und links ihre
Sandburgen baun.

Erinnerung

Nach allem:
Erinnerung –
eine kleine blaue Figur
in der Schublade des
Vergessens
gebettet auf
zerknittertem
Notizpapier.

Das Geschenk zweier
Augenblicke die sich
ineinander
verirrten
zwischen Tanz und Traum
auf der Wendeltreppe des
Schweigens.

Nach allem:
Nun Hand und Auge
die werden und
wachsend
ins rotsilberne Geäst
der Freude
greifen.

Abend der Baumkronen:
Hoffen
zwischen Gebell und Gewölk

träumen
vergessen
denken
an eine blaue Figur –
das Geschenk einer
kleinen Königin
die man nicht
vergißt.

In Memoriam Paul Celan

Wissen
daß vielleicht eine
Wespe
wach wird
in der Nacht
in der die Kirschen
reifen und
Bienen in
tönendem Wachs
ihre Herzen
vergraben.

Der unbedingte Gehorsam der
Stunde gräbt
Schwellen
in den Sand –
auf den Klippen den
finsteren Festen des Meeres
wird Abschied von dir
Gewißheit und
unter dem Regen
der immerfort schlug
meinen alten Mund
und mir jetzt einen neuen

meißelt mit dem
ich spreche wenn
die Himmel
verebben.

Theoretisches

Der Riss im Universum

Zum Begriff, zur Geschichte und Rezeption phantastischer Literatur

1. Was ist Phantastik?

Es ist eine schwierige und zugleich reizvolle Aufgabe, über phantastische Literatur und deren Rezeption zu reden; schwierig deshalb, weil viele das Wort »Phantastik« im Munde führen, ohne zu wissen, was es im strengen Sinne eigentlich bedeutet, und reizvoll, weil das Thema demjenigen, der sich damit befaßt, noch einigermaßen wenig betretenes Neuland verspricht.

Zunächst: Der Begriff »Phantastik« hat in den meisten literarischen Lexika und Enzyklopädien kein nomenklatorisches Äquivalent, d.h., er existiert begrifflich nicht. Im Register der »Propyläen Geschichte der Literatur« kommt Phantasie vor, nicht aber Phantastik. Im »Brockhaus« findet man Phantasie, Phantasma, Phantasmagorie, Phantasos (Sohn des Hypnos, der durch seine Verwandlungen die Traumbilder der Menschen bewirkte), Phantast, Phantastica (Psychopharmaca) u.a., nicht aber Phantastik. Als eigenständige Kategorie im Bereich der Kunst und Literatur scheint also Phantastik im Grunde nicht zu existieren, sondern nur als die substantivierte Form einer *Eigenschaft*, des Attributs »phantastisch«, das soviel wie schwärmerisch, seltsam, ungewöhnlich und unwirklich bedeutet (Duden).

Wie ist im Verhältnis hierzu andererseits die Tatsache zu verstehen, daß es neuerdings ernsthafte Versuche gibt, Phantastik zu definieren, ja ganze Theorien der Phantastik im Bereich der Ästhetik zu entwickeln. Ich verweise

auf so bekannte Autoren wie Louis Vax, Roger Caillois, Tzvetan Todorov und Stanisław Lem. Vax betont gleich zu Beginn seines Aufsatzes »Die Phantastik«, daß er den gewagten Versuch, das Phantastische zu definieren, nicht unternehmen, sondern versuchen werde, dieses Gebiet durch Vergleiche mit anderen Genres, z.B. dem Märchen, einzugrenzen und näher zu bestimmen. Was dabei herauskommt, ist allenfalls eine Topographische des Phantastischen, aber niemals eine Theorie.¹ Sehr viel subtiler und differenzierter verfährt Roger Caillois in seinem Aufsatz »Das Bild des Phantastischen. Vom Märchen bis zur Science Fiction«. Seine Methode ist ideengeschichtlich und strukturalistisch zugleich. Phantastik ist für ihn offensichtlich keine streng definierte oder zu definierende Kategorie, sondern ein *heuristischer* Begriff, mit dessen Hilfe er eine Art Suchstrategie entwickelt, um Kriterien zur Bestimmung und Angrenzung verschiedener literarischer Genres zu finden. Dies gelingt so weit, daß er – wiederum in Abgrenzung zum *Märchen*, in dem das Wunder etwas Alltägliches und Magie die Regel ist – zu einer Definition des Phantastischen kommt, die dahingehende Überlegungen, die kategoriale Existenz der Phantastik in Frage zu stellen, zu widerlegen scheint: »Im Phantastischen aber offenbart sich das Übernatürliche wie ein Riß in dem universellen Zusammenhang. Das Wunder wird dort zu einer verbotenen Aggression, die bedrohlich wirkt und die Sicherheit einer Welt zerbricht, in der man bis dahin Gesetze für allgültig und unverrückbar gehalten hat. Es ist das Unmögliche, das unerwartet in einer Welt auftaucht, aus der das Unmögliche per definitionem verbannt worden ist.«²

Wenn hier von universellem Zusammenhang die Rede ist, so ist sicher der des äußeren und inneren Universums gemeint, wie wir ihn durch Erfahrung zu kennen glauben. Widerspricht irgend etwas dieser Erfahrung, ist der Zusammenhang gestört, und der Riß ist da. Ein beliebter

Trick phantastischer Erzähler ist bis heute die – wenigstens partielle – Aufhebung der Naturgesetze in einer ganz normalen Umgebung, die Geburt des »Unmöglichen« in einer Welt der bloßen Möglichkeiten. So zeigt »Meister Floh« in der gleichnamigen (vom Autor als »Märchen« bezeichneten) Erzählung E. T. A. Hoffmanns jene »Dissonanz der Erscheinungen«, die erst durch den erlösenden Humor des Dichters nach dessen Vorstellung zu ihrem Zusammenklang führt. Doch bleiben ein sprechender Floh und ein Mikroskop, das die wahren Gedanken der Menschen enthüllt, aggressive Symbole gegen die Dummheit der menschlichen Gesellschaft und die Platttheit ihres Rationalismus. Die Enthüllung der verhüllten Vernunft – auch das könnte eine Intention des phantastischen Schriftstellers sein, also Entlarvung, Demaskierung. Und der »Riß« im Universum könnte zeigen, daß dessen vermeintlicher Zusammenhang von Dingen und Ereignissen so, wie wir ihn sehen, in Wirklichkeit gar nicht existiert. Die Realität auf den Kopf zu stellen – eine Aufgabe der Phantastik? Aber bis zu Philip K. Dick und den Alternativweltmodellen der *Science Fiction* ist es noch weit.

Bleiben wir zunächst bei der allgemeinen Bestimmung. Bei Caillois heißt es weiter: »Das Phantastische setzt die Festigkeit der realen Welt voraus, aber nur, um sie besser angreifen zu können. Wenn dieser Augenblick gekommen ist, erscheint, entgegen jeder Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit, auf der normalsten Wand, wie einst beim Herrscher von Babylon, die Flammenschrift. Dann geraten die anerkanntesten Gewißheiten ins Wanken, und das Grauen nistet sich ein. Zum Wesen der Phantastik gehört die Erscheinung; was nicht eintreten kann und trotzdem eintritt, zu einer ganz bestimmten Zeit, an einem ganz bestimmten Ort, im Herzen einer bis ins kleinste Detail festgelegten Welt, aus der man das Geheimnisvolle für immer verbannt geglaubt hatte.«³ Die Revolte der Rom-

antiker gegen Vernunft, Gesetz und Gewohnheit – als Reaktion gegen Aufklärung und Rationalismus – war eine vergleichsweise sanfte. Hoffmann zog sich ebenso wie Tieck und Jean Paul immer wieder gerne in die Welt des Märchens oder der Satire zurück. Aber die politischen und sozialen Umwälzungen des 19. und 20. Jahrhunderts ließen diese Formen als Darstellungsmöglichkeiten einer verfremdeten Realität und einer entfremdeten Menschheit nicht mehr zu. Die *Entfremdung* des Menschen von sich selbst – ein aus der dialektischen Analyse von Hegel und Marx gewonnener Begriff –, der Mensch als Teil der Zivilisation, der Gesellschaft, des Arbeitsprozesses, als Rad im Getriebe ließen das phantastische Element fast außer Sicht geraten. Aber es verschwand nicht. Es baute seine Position in scheinbaren Rückzugsgefechten aus. Es schlug zurück gegen die Realität, die es zu verschlingen drohte. Es wurde selbst *totalitär* wie die Systeme, in denen wir leben. Die Phantastik eines E. A. Poe, eines Gustav Meyrink, eines Franz Kafka und eines H. P. Lovecraft zeigt uns die Welt in einem Zerrspiegel. Aber dieser Spiegel enthüllt, was andere Spiegel verhüllen: die Wahrheit des Grauens. Die Tatsache, daß das *Grauen* nicht nur in der Welt präsent ist, sondern diese Welt beherrscht.

In dem Maß, in dem das der Fall ist, wächst notwendigerweise auch die Angst vor der Gegenwart und der Zukunft. Literarische Entwürfe wie »The Time Machine« von H. G. Wells, »Wir« von Jewgenij Samjatin, »Brave New World« von Aldous Huxley oder »Kallocain« von Karin Boye sind – gemäß den dystopischen Intentionen ihrer Autoren – keine Fluchtliteratur (wie die etwa gleichzeitig entstehenden Werke von David Lindsay, Clive Staples Lewis oder John R. R. Tolkien), sondern lenken den Blick zurück auf die Schrecknisse der Gegenwart, die sie vergrößern und über die sie im Futurum berichten.

2. Tradition und Geschichte der phantastischen Literatur

Eine Geschichte der phantastischen Literatur ist bisher nicht geschrieben worden, und das wohl aus dem oben erwähnten Grund, daß Phantastik weder eine literarische Genre- noch Gattungsbezeichnung im strengen Sinn ist. Da es jedoch die Phantastik als Roman, als Erzählung, als Drama, als Gedicht und – heute müssen wir hinzufügen – auch als Film, Hörspiel und überhaupt in den modernen Massenmedien wirklich gibt und ihr ästhetischer Stellenwert etwa gegenüber dem Realismus nicht mehr gelehnet werden kann, sind wir gezwungen, ihre Traditionen aus den jeweiligen Gattungen und Genres abzuleiten, die sie inhaltlich bestimmt und mit Leben erfüllt hat. Der einfachere Weg ist ohne Zweifel der *genrespezifische*, denn hier finden wir vom Mythos, vom Märchen, von der Fabel bis zur Utopie, zur Science Fiction, zur Fantasy und zum Horror Traditionen, die vom Altertum bis in die Neuzeit und Gegenwart reichen. Wir können erkennen, daß Formen und Inhalte sich verändern und ein – ihrer jeweiligen Zeit und Herkunft entsprechendes – neues Gesicht erhalten.

So hat zum Beispiel das babylonische »Gilgamesch-Epos« – das älteste überlieferte Zeugnis einer Hochkultur und der Weltliteratur überhaupt – seine endgültige und immer noch fragmentarische Gestalt erst im Lauf von über zwei Jahrtausenden (vor unserer Zeitrechnung) gewonnen und dann noch weit hinein bis in die Gegenwart gewirkt. Die dem Mythos entstammende Legende über den Gottkönig Gilgamesch, der auch eine historische Figur war, seinen Freund Enkidu und das Thema der Erzählung – Suche nach dem ewigen Leben und Überwindung der Todesfurcht – sind in unzähligen Variationen Gegenstand der phantastischen Literatur bis in unsere Zeit geblieben. Als bedeutendsten Versuch einer Wiederbelebung dieses Epos durch das Experiment einer literarischen

Reintegration im 20. Jahrhundert sehe ich den dreibändigen Roman »Fluß ohne Ufer« von Hans Henny *Jahnn* an. Das bislang letzte Beispiel einer (erweiterten) »Neuauf-
lage« ist der kürzlich auch in Deutschland erschienene Roman »König Gilgamesch«⁴ von Robert *Silverberg*. Dieses Buch ist eine ausführliche Nacherzählung des Epos (der Autor stützt sich dabei auf eine ältere Fassung) und enthält, abgesehen von psychologisierenden Charakterdarstellungen, keinerlei literarische Experimente.⁵ Die Etikettierung und Vermarktung als »Science Fiction-Roman« besagt nicht mehr, als daß Silverberg bisher hauptsächlich Science Fiction geschrieben hat. Der Umkehrschluß, daß das »Gilgamesch-Epos« der erste Science Fiction-Roman der Weltliteratur sei, wäre allerdings ein Trugschluß und gehört in den Bereich jener »intentional fallacy«, die der russische Ästhetiker Tzvetan *Todorov* Roger Caillois wegen dessen Wesensbestimmungen des Phantastischen vorgeworfen hat. Im Grunde läßt sich der Fehler des Strukturalismus nur vermeiden, wenn man anhand aufweisbarer Textkriterien und der sie bestimmenden Faktoren bestimmte literarische Traditionen aufzeigt und nicht – wie Todorov – alles der Operationsbasis eines sogenannten »Lesers«, der ein Abstraktum ist, überläßt.

Diesen Vorwurf wiederum richtet Stanisław *Lem* in seinem Aufsatz »Tzvetan Todorovs Theorie des Phantastischen« gegen dessen rein strukturalistische Behandlung des Themas. Lem schreibt: »Im zehnten und letzten Kapitel kündigt Todorov den Tod der Phantastik an. Das Anzeichen des Todes hat er bei Kafka finden können. Eine einzige Erzählung von Kafka, ›Die Verwandlung‹, genügt ihm, um den entsprechenden Beweis zu liefern. Wo alle Menschen schön sind, ist kein Mensch schön. Das ›Traumhafte‹, das ›Wahnverwandte‹ hat die Erzählkunst verschlungen. Es gibt keinen Raum mehr für den Zweifel, ob uns im Text eine natürliche oder übernatürliche Ord-

nung vorgestellt wird, denn in der zeitgenössischen Literatur wurde ›alles phantastisch‹. Sie ist keine Metapher, keine Allegorie mehr, aber auch keine Phantastik im traditionellen Sinne, denn es mangelt bereits an Referenzsystemen, die außerhalb des Gelesenen zu Stützpunkten einer realistischen Weltauffassung werden könnten. Das Psychische hat sich materialisiert, das Materielle hat sich vergeistigt, somit gibt es keinen Raum mehr für die Unschlüssigkeit, die das Phantastische früher hervorbringen konnte. Nachdem sich die im literarischen Werk vorgestellte Welt zur eigenen fiktiven Natur bekannt hat, hat sie sich verselbständigt und dadurch von der Realität hermetisch abgekapselt. Die Fragen nach dem natürlichen oder übernatürlichen Typ dieser Welt haben jeden Sinn verloren; deshalb muß man den Tod der Phantastik verkünden.«⁶ Die These Todorovs hat trotz der gegenteiligen Meinung Lems und seiner kritischen Syllogismen einiges für sich. Denn zweifellos hat das Grauen, das von der Geschichte des langsam dahinsiechenden Käfers Gregor Samsa ausgeht, nichts mit dem »Supernatural Horror« einer »Gothic Novel« oder mit den kosmischen Schrecken zu tun, die etwa *Lovecraft* in den Erzählungen seines Cthulhu-Mythos darstellt. Vergleichbar ist allenfalls die Minuziösität, die bis zur Peinlichkeit gehende Genauigkeit in der Beschreibung von Ereignissen, die den Alltag zur Kulisse des Ungeheuerlichen herabwürdigen bzw. das Monströse in der Gestalt des Banalen manifest werden lassen. Ich neige allerdings eher dazu, im Gegensatz zu Todorovs These in Kafkas Erzählungen »die Geburt der Phantastik im 20. Jahrhundert« zu sehen, mehr auch als in denen Lovecrafts. Denn *Kafka* braucht zur Darstellung des Schrecklichen und des Schreckens keine erfundene Mythologie oder außerirdische Dämonen, sondern nur den Abgrund der menschlichen Seele und die Wahrheit seiner Träume. Kafka ist Seismograph seiner Epoche, Dichter in entgötterter Zeit – jenseits von Mythos und

Utopie. Kafkas Dichtungen sind Chiffren und stehen im Licht einer Aufklärung, die – nach *Adorno* und *Horkheimer* – bereits Mythos ist und wieder in Mythologie zurückschlägt.⁷ Sie sind alles dieses nicht, was sie zu sein scheinen, sondern stehen überall davor, dahinter oder dazwischen, wie der Mann in der kurzen Erzählung »Vor dem Gesetz«, der nie den Eingang betritt, der doch allein für ihn bestimmt ist.⁸ Kafkas Parabeln sind nicht dialektisch, sondern antinomisch; sie stellen logische und empirische Widersprüche als poetische Gleichnisse dar. Deshalb sind sie auch phantastisch, weit phantastischer als alles, was sich mit diesem Epitheton geschmückt hat und damit aufgeputzt zur Tür hereinkommt. Kann es also nach Kafka noch phantastische Literatur geben? Es gibt sie, mehr als genug.

Wenn diese These von der Geburt der phantastischen Literatur im 20. Jahrhundert richtig ist, müßte Kafka – gewollt oder ungewollt – der Verkünder eines neuen Zeitalters der Literatur geworden sein, in der der phantastische Realismus als die einzig mögliche und denkbare Literaturform existiert und alle anderen Formen überwunden hat. Aber es gibt in der Literatur keine Propheten, sondern nur Schriftsteller, bestenfalls Dichter, und die gehen ihre eigenen Wege. Und so muß die These von der Geburt der phantastischen Literatur bei Kafka wieder eingeschränkt werden und darf nur als Zäsur im historischen Sinne gelten, die eine Rückschau in die Vergangenheit, eine Betrachtung der Gegenwart und eine Vorschau in die Zukunft möglich macht.

Der Mensch als Ungeziefer, das zu beseitigen ist – dieser Aspekt Kafkas ist von *Dostojewski* in den »Aufzeichnungen aus einem Kellerloch« bereits vorweggenommen worden. Die poetische Metamorphose vom vermenschlichten Insekt in der *Fabel Äsops* über Grille und Ameise zum Menschen als Insekt in *Kafkas Parabel* aber deutet den radikalen Umschlag des antiken Anthropomorphismus über den

Humanismus in die moderne Menschenverachtung an, deren Folgen in Auschwitz und Hiroshima furchtbare Wirklichkeit wurden. Natürlich ist der intellektuelle Urheber einer solchen Fiktion – *Kafka* in »Die Verwandlung« und »Der Prozeß«, Frank *Herbert* in »Hellströms Brut« oder Norman *Spinrad* in »Der stählerne Traum« – immer Subjekt und Objekt zugleich. Aber ist nicht der Schluß zwingend, daß diese Autoren nicht nur auf Seiten der Opfer stehen, sondern sich selbst als Opfer fühlen?

Die Verfasser phantastischer Literatur heute und morgen, die über das Grauen innerhalb und außerhalb der Natur des Menschen berichten möchten, werden sich fragen lassen müssen, was sie eigentlich schreiben wollen, wenn sie hinter der Möglichkeit einer totalen Endzeitkatastrophe der Erde zurückbleiben und mehr bieten wollen als bloßen Nervenkitzel und eine angenehme Abendunterhaltung.

3. Die Rezeption der phantastischen Literatur

Die Rezeption phantastischer Literatur ist in meinen bisherigen Überlegungen mehr ein- als ausgeklammert geblieben. Das bedeutet, daß Definition und Geschichte unseres Gegenstandes bis zu einem gewissen Grade dessen Rezeption implizieren. Im Grunde setzt ihre Behandlung nicht nur Begriff und Tradition, sondern auch eine genaue Kenntnis der Wirkungsgeschichte, d. h. der Wirkungen damals und heute, voraus. Eine solche Wirkungsgeschichte als ganze gibt es ebensowenig wie die Geschichte der phantastischen Literatur selbst. Wir sind also einmal mehr darauf angewiesen, uns mit der Wirkung und Rezeption der verschiedenen literarischen Genres zu beschäftigen, die der Sammelbegriff der phantastischen Literatur

umfaßt. Dies kann hier – um wenigstens zu einem vorläufigen Resultat zu kommen – natürlich nur in thesenhafter Verkürzung geschehen.

Lem behandelt z.B. die *Science Fiction* – einen besonders verbreiteten und populären Zweig der Phantastik – in seinem Aufsatz »Science Fiction: Ein hoffnungsloser Fall – mit Ausnahmen«⁹ als »kollektives Phänomen von soziokulturellem Charakter«, das in die Bestandteile »Konsumenten« (Leserschaft und aktive Amateure bzw. Fandom) und »Produzenten« (Autoren und Verleger von Magazinen, Heftchenliteratur und Büchern) zerfällt. Abgesehen davon, daß jede literatursoziologische Untersuchung in ähnlicher Weise beginnen müßte, ist für *Lem* die *Science Fiction* jedoch ein besonderer Fall, weil sie zwei grundverschiedenen und nirgends außerhalb von ihr sich überlappenden Kultursphären angehören soll, vielleicht auch will. Was bedeutet das? Dem Anspruch und der Themenstellung nach gehört *Science Fiction*, die immerhin auf E. A. *Poe* und H. G. *Wells* als geistige Väter verweisen kann, ins obere Reich der Literatur oder zum »mainstream« (Hochliteratur). In der harten – ökonomischen – Realität wird sie jedoch durch das Publikums- und Verlegerinteresse erbarmungslos im unteren Reich der »Trivialliteratur« (Paraliteratur) festgehalten. Jeder Ausbruchversuch wird mit negativen Sanktionen bestraft, d.h. vor allem mit Verringerung der Auflagenhöhe und Ausstoß aus dem Verlagsprogramm. Die Produktionsweise und der Konsum von Literatur (und das dürfte für den ganzen Bereich der Phantastik einschließlich Horror und Fantasy gelten) verändert außerdem die durch sie transportierten Formen und Inhalte. Die »Massenware« *Science Fiction* bzw. Phantastik stößt den sogenannten »gebildeten« Leser ab, der vor dem bloßen Etikett zurückschreckt und den möglicherweise in Einzelprodukten versteckten und vom gesamten Genre noch als Banner hochgehaltenen »utopi-

schen«, »phantastischen« oder »metaphysischen« Anspruch nicht erkennt oder anerkennt. Der unliterarische, innerhalb der Theorie der sozialen Schichtung als »ungebildet« abgestempelte Leser aber begnügt sich mit dem Verzehr der Massenware, des pausenlos hergestellten Schunds. Die dritte Form ist die Ghettoisierung, der Aufbau einer *Subkultur*, an der Autoren wie Kritiker, Verleger und Leser partizipieren (Ausweitung des »Fandom« zu den internationalen Clubs und »Conventions«). Diese *drei* Formen der Rezeption – *Ablehnung, Konsum, Ghettoisierung* – haben sowohl positiven als auch negativen Charakter, jeweils vom Standpunkt des Rezipienten aus gesehen. Einer wirklich kritischen – möglichst wertfreien – Rezeption phantastischer Literatur dienen sie jedoch alle drei nicht.

Eine *kritische* Rezeption der phantastischen Literatur seitens der Leser, Kritiker und Literaturwissenschaftler müßte zunächst davon ausgehen, daß – wie neuere Untersuchungen von Manfred Nagl, Horst Schröder u. a. gezeigt haben – mehr als 90 % davon Eintagsfliegen sind und der Trivilliteratur angehören, aber im Unterschied zu jenen weniger als 10 % sogenannter »Hochliteratur«, die in den Bücherschränken stehen und in Seminaren interpretiert werden, wirklich gelesen werden. Der Einfluß auf die alltägliche Wirklichkeit und das Sozialverhalten lesender Bevölkerungsschichten ist seitens der Paraliteratur mit Sicherheit weitaus größer als der der elitäre Maßstäbe züchtenden Hochliteratur. Da nun die phantastische Literatur per definitionem Teil beider Sphären ist und möglicherweise in ihren einzelnen Produkten formale und inhaltliche Elemente beider Literaturen in unterschiedlichen Mischungsverhältnissen in sich vereinigt, könnte sie zu einem *kulturellen Bindeglied* werden und bis zu einem gewissen Grade soziale Distanz verringern. Auf der anderen Seite ist das allgemeine Niveau der Literatur – und keineswegs das der phantastischen allein – durch Vermarktungsstrategien und Kommerzialisierung ständig und mehr als

je bedroht. Die Rezeption wird gewissermaßen durch diese Strategien schon im voraus beeinflusst und programmiert. Der Leser *soll* ja schließlich lesen, was man ihm nebeneinander und durcheinander hinwirft. Oder mit Goethe: »Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.«

Ich bin nicht der Meinung, daß dies a priori verwerflich oder moralisch zu verurteilen ist. Ich glaube allerdings, daß die Rezeptionsbedingungen durch die Massenproduktion von Literatur im allgemeinen und phantastischer Literatur im besonderen verschlechtert worden sind und daß Autoren wie Kritiker und Leser es schwerer haben, ihren eigenen Weg – den Weg der Selbstverwirklichung durch Literatur – zu gehen.

Anmerkungen

- ¹ Vgl. Louis Vax, Die Phantastik, in: Phaicon 1, Almanach der phantastischen Literatur, hrsgg. von Rein A. Zondergeld, it 69, Frankfurt a.M 1974, S. 11-43.
- ² Roger Caillois, Das Bild des Phantastischen. Vom Märchen bis zur Science Fiction, in: Phaicon 1, S. 46.
- ³ Roger Caillois, a. a. O., S. 50.
- ⁴ Titel der amerikanischen Originalausgabe: Gilgamesh the King (1984). Obgleich der Übersetzer Roland Fleisner versichert, den Text stellenweise dem (Luther-)biblischen Ton angenähert zu haben, konnte er nichts daran ändern, daß Silverberg die Geschichte in einer äußerst flachen Fantasy-Manier ausgesponnen hat und es ihm weder gelungen ist, eine wirklich archaische Atmosphäre darzustellen, noch, die vielfältigen und komplexeren Verbindungen zwischen Mythos und Realität aufzuspüren.
- ⁵ 1988 veröffentlichte auch der deutsche Autor Thomas R.P. Mielke unter dem Titel »Gilgamesch, König von

Uruk« eine Romanadaption des Gilgamesch-Epos. Diesen Roman hat Dietrich Wachler bei der Abfassung seines Aufsatzes offensichtlich noch nicht gekannt. (Anmerkung Karl-Ulrich Burgdorf)

⁶ Stanisław Lem, Tzvetan Todorovs Theorie des Phantastischen, in: Phaicon 1, S. 106/107.

⁷ Vgl. Max Horkheimer / Theodor W. Adorno, Dialektik der Aufklärung, Frankfurt a.M. 1971, S. 6.

⁸ »Vor dem Gesetz« ist keine selbständige Geschichte, sondern Teil des unvollendeten Romans »Der Prozeß« (1914/1915, hrsgg. 1925) von Kafka. Ein Geistlicher erzählt sie Josef K. kurz vor dessen Hinrichtung.

⁹ Stanisław Lem, Science Fiction: Ein hoffnungsloser Fall – mit Ausnahmen, in: Polaris 1, ein Science Fiction Almanach, hrsgg. von Franz Rottensteiner, it 30, Frankfurt a.M. 1973, S. 11-59.

Nachwort

Dietrich Wachler: Geboren am 28. März 1934 in Weimar, aufgewachsen in Weimar und Bremen. Er studierte Anglistik, Germanistik, Soziologie, Philosophie und Pädagogik in Kiel und Münster und promovierte – nach sechsjähriger schulischer Lehrtätigkeit – 1971 in Münster bei Professor Helmut Schelsky im Fach Soziologie. Daran schloß sich bis 1973 eine Ausbildung für den wissenschaftlichen Bibliotheksdienst in Köln an. Vom 1. Mai 1973 bis zu seiner Pensionierung am 31. März 1994 leitete er die Bibliothek der Fachhochschule Münster. Einige Zeit nach seiner Pensionierung zog er nach Wiesbaden, um fortan näher bei seiner Lebensgefährtin, der Wiesbadener Künstlerin Heike Kreymer, zu wohnen. In Wiesbaden ist er dann auch am 2. Mai 2004 an den Folgen eines Schlaganfalls verstorben.

Daten, die ein ganzes Leben zu umfassen scheinen. Das Wichtigste aber bleibt in ihnen ausgespart: Dietrich Wachlers kreative Parallelexistenz als Autor erstaunlicher und bewegender Romane, Kurzgeschichten, Gedichte und Essays.

Dietrich Wachlers erster Roman, *Die dreizehnte Tafel*, erschien 1984 in der seinerzeit führenden, von Wolfgang Jeschke herausgegebenen Science-Fiction-Reihe des Münchener Wilhelm Heyne Verlags, was ein nicht geringes Wagnis vonseiten des Herausgebers darstellte, da Wachlers Text so gar nichts mit dem Mainstream der damaligen (und übrigens auch der heutigen) Science Fiction zu tun hatte. Professor Linus Hauser, ein Freund Wachlers, hat in einem Aufsatz¹ auf den symbolischen Gehalt der im Roman geschilderten Machtübernahme durch die Insekten hingewiesen; ihm zufolge handelt es sich dabei um eine Metapher für die Sinngefährdung des Menschen in einer hochtechnischen Welt, eine Deutung, der ich

durchaus zustimmen würde. Zusätzlich hat Wachler aber auch noch komplexe Anspielungen auf das akkadisch-sumerische Gilgamesch-Epos in die Handlung eingearbeitet. So stirbt eine der Hauptpersonen, der Italiener Tullio, und erlebt genau wie Gilgamesch im Epos eine Wiederauferstehung. Ist er also in der Tat eine Reinkarnation Gilgameschs? Die Beantwortung dieser Frage überlässt Dietrich Wachler seinen Lesern.

Dietrich Wachlers zweiter großer Roman erschien dann auch nicht mehr bei Heyne, sondern bei einem deutlich kleineren Verlag. In *Väinämöinen's Wiederkehr. Ein phantastischer Sibelius-Roman* wählte er ein Thema, das fernab der Science Fiction lag, nämlich die romanhafte Beschreibung der Lebensgeschichte des finnischen Komponisten Johan Julius Christian (»Jean«) Sibelius (1865 – 1957), der mit seinen Werken am Übergang von der Spätromantik zur Moderne stand. In diesen Roman einmontiert finden sich immer wieder lebhaft und überaus farbige Nacherzählungen von Texten aus dem Kalevala. Beim Kalevala handelt es sich um ein von Elias Lönnrot im 19. Jahrhundert auf der Grundlage von mündlich überlieferten finnischen Heldensagen und Mythologien zusammengestelltes Werk, das als finnisches Nationalepos gilt und zu den wichtigsten literarischen Werken in finnischer Sprache zählt. In der Person des Väinämöinen verbinden sich dabei die Züge eines Sagenhelden, eines Schamanen und einer mythischen Gottheit; andere zentrale Figuren des Epos sind der Schmied Ilmarinen und der streitbare Frauenheld Lemminkäinen.

Im 1989 in Helsinki erschienenen *Jahrbuch für finnisch-deutsche Literaturbeziehungen* findet sich folgende Kritik zu Wachlers Buch: »In acht Kapiteln präsentiert Dietrich Wachler einen Roman, der, mit Phantasie geschrieben, über den finnischen Komponisten Jean Sibelius handelt. (...) Der Titel nimmt Bezug auf den fünfzigsten Gesang des Kalevala-Epos, in dem Väinämöinen, der

Kantele-Spieler und Zauberer, die Erde verläßt, aber dem Volk seine großen Lieder hinterläßt. (...) Um es vorwegzunehmen: Es ist ein wunderbares Buch, in des Wortes mannigfaltiger Bedeutung, und auf vielen Ebenen werden wir mit der Person Sibelius, mit seiner Musik und mit dem Kalevala bekannt gemacht.«² Mir scheint offenkundig, daß Dietrich Wachler Jean Sibelius als eine Art Reinkarnation Väinämöinens auffaßt, wie ja das Reinkarnationsmotiv schon in seinem Roman *Die dreizehnte Tafel* eine Rolle spielte; anders ließe sich der Romantitel *Väinämöinens Wiederkehr* (!) im übrigen wohl auch nicht deuten.

Der dritte Roman Wachlers, *Der goldene Käfig*, kehrt dann thematisch aus den Weiten Finnlands ins heimatische Münster zurück. Es ist der komplexeste der drei Romane Dietrich Wachlers, da die Hauptpersonen auf nicht weniger als drei Zeitebenen zugleich agieren; einiges dazu habe ich ja bereits in meiner Einleitung zum Romanauszug gesagt. Über diesen Roman schrieb der Kritiker Markus Weckesser in der Münsterschen Zeitung vom 28.3.1996: »Von Romanen, deren Handlung in Münster spielt, gibt es inzwischen einige. Doch erst jetzt heißt es: willkommen in der Postmoderne! Dietrich Wachler hat mit *Der goldene Käfig* ein Werk vorgelegt, das virtuos mehrere Erzähl- und Zeitebenen miteinander verknüpft und vor Anspielungen und Zitaten aus Kulturgeschichte und Wissenschaft nur so überquillt.«³ Umso bedauerlicher ist es, daß sowohl *Väinämöinens Wiederkehr* als auch *Der goldene Käfig* seit vielen Jahren nicht mehr im Handel erhältlich sind; eine Neuauflage, wie sie kürzlich immerhin *Die dreizehnte Tafel* erlebt hat, wäre also dringend wünschenswert.

Zu den Kurzgeschichten: Aus dem 1990 erschienenen Band *Molekularisches. Erzählungen und kleine Prosa* habe ich drei kurze phantastische Kabinettstückchen ausge-

wählt. In »Das Paar« verwandeln sich zwei Restaurantbesucher unversehens in ein Raubtier und seine Beute. »Ein König ohne Gefolge« liefert das surreale Psychogramm eines kleinen Versicherungsangestellten, und in »An der Förde« werden der Ich-Erzähler und der Leser gleichermaßen in ihrer Wahrnehmung verunsichert – sind es Menschen oder doch vielleicht nur leblose Objekte, von denen in der Geschichte die Rede ist? Die realistische Novelle »Baracken-Winter-Finsternis«, der längste Text in diesem Lesebuch, stammt hingegen aus der Sammlung *Der Weg zurück* von 1998. In ihr erzählt Dietrich Wachler von der Internierung des jüdisch-deutschen Dichters Alfred Mombert und seiner Schwester Miriam in einem Konzentrationslager der Nazis, das diese im besetzten Teil Frankreichs errichtet haben – ein erschütternder Text, der beim Leser noch lange nachwirkt. Auch *Der Weg zurück* ist inzwischen glücklicherweise wieder in einer Neuauflage erhältlich.

Ebenso wichtig wie seine Romane und Erzählungen nahm Dietrich Wachler auch seine Gedichte, die er in drei Bänden gesammelt hat. Der erste, ein Privatdruck, ist inzwischen als Ebook verfügbar. Die hier vorgelegte kleine Auswahl bringt Beispiele aus allen dreien.

Über sein literarisches Schaffen hinaus machte sich Dietrich Wachler auch einen Namen als Essayist und Kritiker. Seine theoretischen Arbeiten sind in einem leider seit langem vergriffenen Band unter dem Titel *Die Wirklichkeit des Phantoms*⁴ gesammelt, nachdem sie zuvor entweder in der von Walter Höllerer herausgegebenen Zeitschrift *Sprache im technischen Zeitalter*, in der Fachzeitschrift *Science Fiction Times* oder in den *Science-Fiction-Jahrbüchern* des Heyne-Verlags veröffentlicht worden waren. Daraus habe ich den Essay »Der Riß im Universum. Zum Begriff, zur Geschichte und Rezeption phantastischer Literatur« ausgewählt, dies nicht zuletzt in der Hoffnung, auch jenen Lesern, die sich bisher noch nicht mit

dem Thema »Phantastik« beschäftigt haben, einen Zugang zu Dietrich Wachlers Faszination für dieses literarische Genre zu eröffnen.

Ich selbst lernte Dr. Dietrich Wachler im Wintersemester 1978/79 während meines Studiums an der Universität Münster kennen, als er im Rahmen eines Lehrauftrags am Institut für Soziologie (IfS) ein Seminar zum Thema »Soziologie der Science Fiction« abhielt. Daß er die Möglichkeit zu einem solchen Seminar erhielt, lag wohl in erster Linie an Helmut Schelskys Nachfolger als Leiter des IfS, Professor Hans-Jürgen Krysmanski, denn der war nicht nur ein begeisterter Leser von Science Fiction, sondern hatte auch schon ein Buch zu diesem Thema veröffentlicht.⁵

Ein solches Seminar konnte ich mir natürlich nicht entgehen lassen, denn schließlich hatte ich zu diesem Zeitpunkt schon zwei Science-Fiction-Romane veröffentlicht und arbeitete darüber hinaus an einer Kölner Science-Fiction-Zeitschrift mit. Aus dem Verhältnis Dozent/Student wurde daher bald ein eher kollegiales, wobei Dietrich Wachler als der Ältere und weitaus Gebildetere naturgemäß die Führung übernahm. Am Ende blieben wir fast 20 Jahre miteinander in Verbindung, indem wir telefonierten – dabei war meist er es, der anrief – oder uns in der Stadt auf einen Kaffee oder zum Essen trafen. Über Persönliches sprachen wir dabei eigentlich nie, so daß ich von seiner Ankündigung, von Münster nach Wiesbaden ziehen zu wollen, vollkommen überrascht wurde; stattdessen drehten sich unsere Unterhaltungen immer um Themen der Science Fiction und Phantastik. In die Jahre unserer Bekanntschaft fiel nicht nur die Veröffentlichung seiner drei großen Romane, sondern auch die Causa des Indizierungsantrags gegen den 1981 in der SF-Reihe des Heyne-Verlags erschienenen Roman *Der stählerne Traum* des jüdisch-amerikanischen Autors Norman Spinrad, in dem

eine Parallelwelt geschildert wird, in der Adolf Hitler nach Amerika ausgewandert ist und dort seine arischen Großmachtträume in Form eines Schundromans unter dem Titel »Der Herr des Hakenkreuzes« auslebt, welcher den Hauptteil des Buches *Der stählerne Traum* bildet. In völliger Verkennung der satirischen Absicht des Romans stellte der Niedersächsische Kultusminister am 9. April 1981 bei der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften besagten Indizierungsantrag. Als erster Gutachter wurde der Osnabrücker Politikwissenschaftler Professor Dr. Rainer Eisfeld bestellt. Nachdem dessen Gutachten vom Gericht verworfen worden war, erhielt Dietrich Wachler den Auftrag, ein Zweitgutachten anzufertigen. Auch dieses wurde verworfen, und erst einige Jahre später, nachdem das Bundesverfassungsgericht auch »trivialer« Literatur einen »Kunstvorbehalt« zugebilligt hatte, wurde die Indizierung aufgehoben. Jede Menge Gesprächsstoff also für Dr. Wachler und mich!⁶

Mit seinem Umzug nach Wiesbaden brach der Kontakt zwischen uns dann leider ab. Daß er verstorben war, erfuhr ich durch einen Anruf seiner Lebensgefährtin Heike Kreymer, die anhand von Dr. Wachlers Adreßbuch alle seine Freunde und Bekannten auf diesem Wege von seinem Tod in Kenntnis setzte.

Da sämtliche Texte Dietrich Wachlers in der Zeit vor Inkrafttreten der Rechtschreibreform entstanden, sind sie hier logischerweise in alter Rechtschreibung wiedergegeben. Offensichtliche Druckfehler in den Textvorlagen wurden indes stillschweigend bereinigt.

– Karl-Ulrich Burgdorf

Anmerkungen

- ¹ Linus Hauser: »Der Neue Mensch« – ein Termitenstaatsfindiger Tiere? Über das Insektenbild als Metapher der Sinngefährdung in der hochtechnischen Welt am Beispiel der Romane von Frank Herbert und Dietrich Wachler«, in: Wolfgang Jeschke (Hrsg.): *Das Science Fiction Jahr 1990*, München 1990.
- ² Joachim Böger: Dietrich Wachler: *Väinämöinens Wiederkehr. Ein phantastischer Sibelius-Roman*, in: *Jahrbuch für finnisch-deutsche Literaturbeziehungen 21*, Helsinki 1989. Hier zitiert nach der Werbeanzeige des Oros-Verlags für *Väinämöinens Wiederkehr* in Dietrich Wachlers Gedichtband *Hinter dem Augenlid. Gedichte für den neuen Tag*, Altenberge 1997.
- ³ Zitiert nach: Linus Hauser: »Dietrich Wachler (28. März 1934 – 2. Mai 2004)« [Nachruf], in: Sascha Mamczak und Wolfgang Jeschke (Hrsg.): *Das Science Fiction Jahr 2005*, München 2005.
- ⁴ Dietrich Wachler: *Die Wirklichkeit des Phantoms. Aufsätze und Rezensionen zur phantastischen Literatur*, Münster 1997.
- ⁵ Hans-Jürgen Krysmanski: *Die utopische Methode*, Köln und Opladen 1963.
- ⁶ In *Die Wirklichkeit des Phantoms* finden sich neben Dietrich Wachlers Gutachten über Norman Spinrads *Der stählerne Traum* noch zwei weitere Texte zu diesem Themenkomplex, nämlich eine »Stellungnahme zu Presserevisionen« und der Aufsatz »Ein deutsches Fehlurteil«.

Textnachweise

Die dreizehnte Tafel (Romanauszug). Erstveröffentlichung in: *Die dreizehnte Tafel*, München 1984. *Väinämöinens Wiederkehr. Ein phantastischer Sibelius-Roman (Romanauszug)*. Erstveröffentlichung in: *Väinämöinens Wiederkehr. Ein phantastischer Sibelius-Roman*, Altenberge 1986. *Der goldene Käfig (Romanauszug)*. Erstveröffentlichung in: *Der goldene Käfig*, Altenberge 1995. *Das Paar; Ein König ohne Gefolge; An der Förde*. Erstabdruck in: *Molekularisches. Erzählungen und kleine Prosa*, Altenberge 1990. *Baracken-Winter-Finsternis*. Erstdruck in: *Der Weg zurück. Erzählungen*, Altenberge 1998. Die Lyrik entstammt dem Band *Gezeiten. Gedichte 1951-1963* [Privatdruck], Münster 1965. *Der Riß im Universum. Zum Begriff, zur Geschichte und Rezeption phantastischer Literatur*. Erstveröffentlichung in: *Science Fiction Times* [Fachzeitschrift], Meitingen 1988. Wiederveröffentlichung in: Dietrich Wachler: *Die Wirklichkeit des Phantoms. Aufsätze und Rezensionen zur phantastischen Literatur*, Münster 1997.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koster (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd.

66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwitza (Bd. 69)) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80)) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. Degener (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Depping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuckmann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 96) ■ Friedrich Grotjahn (Bd. 97) ■ Johann Lorenz Benzler (Bd. 98) ■ Inge Meyer-Dietrich (Bd. 99) ■ Ferdinand Kriwet (Bd. 101) ■ Josef Krug (Bd. 102) ■ Hans Dieter Baroth (Bd. 103) ■ Gerd Puls (Bd. 104) ■ Jürgen Bröcan (Bd. 105) ■ Georg Veit (Bd. 106) ■ Ralf Thenior (Bd. 107) ■ Ursula Bruns (Bd. 108) ■ Sigismund von Radecki (Bd. 109) ■ Karl-Ulrich Burgdorf (Bd. 110).